

Psychoanalytische Bewegung



Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

- E. Hitschmann . . Freud über Menschentypen
Fritz Wittels . . . Der Lilith-Komplex
Karen Horney . . Zur Problematik der Ehe
Heinrich Meng . . Zur Konstitutionsumstellung
M. J. Eisler . . . Psychologische Randbemerkungen
A. J. Storfer . . . Chancen einer psychoanalytischen
Wortforschung
Theodor Reik . . Psychologische Erkenntnis und Leiden
Otto Fenichel . . Psychoanalyse der Politik
Richard Sterba . . Spinne, Erhängen und Oralsadismus

Thomas Mann bei Freud — Lombroso und Freud — Abrüstung
und Psychoanalyse — Nekrophilie und Sadismus — Weibliche
Gedanken zur Psychoanalyse — Zur psychoanalytischen Goethe-
Literatur — Katholische Kritik — usw.

Preis des Heftes Mark 2,-

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1932 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jg., 1929, II. Jg., 1930, III. Jg., 1931) können zum
Preis von je M. 3.20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

IV. Jahrgang

Mai/Juni 1932

Heft 3

Freud über Menschentypen

Von

Eduard Hitschmann

Wenn ein Mann wie Freud nach jahrzehntelanger vertiefter Arbeit daran geht, aus den zahllosen an ihm als Arzt und Psycholog vorübergezogenen Menschen bestimmte wiederkehrende Typen herauszuheben, muß dies unser größtes Interesse erregen. „Das eigentliche Thema der Menschheit ist der Mensch.“

Um die Masse unserer Beobachtungen zu klären, führt Freud nicht Typen an, die auch körperliche Merkmale aufweisen, wie die Typen von Kretschmer in seinem bekannten Buch „Körper und Charakter“. Vielmehr handelt es sich in der jüngsten kleinen Arbeit¹ um nur psychologisch charakterisierte Arten, deren Einteilungsprinzip hier nicht näher berührt werden soll, vielmehr soll hier, von aller Theorie frei, einem größeren Leserkreis nur der Reigen dieser Typen normaler, gesunder Menschen vorgeführt werden.

Freud sieht hier von aller „mikroskopischen“ Betrachtung ab, die er sonst übt, auch von den Triebanlagen und vom Mechanismus der seelischen Entstehung hören wir nichts; es ist eine neue Betrachtungsart der lebendig unter uns wandelnden Typen, unter besonderer Hervorhebung ihres kulturellen Wertes. Neben den objektiven Bildern werden wir also auch die Anlegung eines subjektiven Maßstabes vorgeführt bekommen.

1) „Über libidinöse Typen“, Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, XVII (1931), Heft 3.



Drei Typen werden zunächst herausgehoben: der erotische, der narzißtische und der Zwangstypus.

Betrachten wir zunächst die Erotiker. Sie sind Personen, deren Hauptinteresse dem Liebesleben zugewendet ist. Lieben, besonders aber Geliebtwerden, ist ihnen das Wichtigste. Sie werden von der Angst vor dem Liebesverlust beherrscht und sind darum besonders abhängig von den anderen, die ihnen die Liebe versagen können.

Dieser Typus ist auch in seiner reinen Form recht häufig. Variationen desselben ergeben sich je nach der Vermengung mit einem andern Typus und dem gleichzeitigen Ausmaß von Aggression. Sozial wie kulturell kann er nicht eben hoch eingeschätzt werden, vertritt er doch die Vorherrschaft des Triebhaften.

Der zweite Typus, aus uns hier nicht zur Verfügung stehenden Gründen Zwangstypus genannt, zeichnet sich durch die Vorherrschaft des Gewissens aus. Er ist von ethischen Absichten erfüllt und neigt zu Schuldgefühlen, braucht Glaube und Aberglaube. Menschen dieser Art sind nicht von der Angst vor dem Liebesverlust beherrscht, sind nicht von äußerer Abhängigkeit, sondern von innerer. Sie entfalten ein hohes Maß von Selbständigkeit. Dieser Typus wird sozial zum eigentlichen, vorwiegend konservativen Träger der Kultur. Allen Respekt!

Der dritte, der narzißtische Typus ist wesentlich negativ charakterisiert: keine Übermacht der erotischen Bedürfnisse, keine Neigung zu Schuldgefühlen. Das Hauptinteresse dieser unabhängigen und wenig eingeschüchterten Menschen ist auf die Selbsterhaltung gerichtet, ihr großes Maß von Aggression gibt sich auch in Bereitschaft zur Aktivität kund. Im Liebesleben wird das Lieben vor dem Geliebtwerden bevorzugt. Menschen dieser Art imponieren den anderen als „Persönlichkeiten“, sind besonders geeignet, andern als Anhalt zu dienen, die Rolle von Führern zu übernehmen, der Kulturentwicklung neue Anregungen zu geben oder das Bestehende zu schädigen. (Vgl. z. B. Lassalle.)

Häufiger als die reinen Typen finden wir in der Erfahrung die gemischten. Die größte Häufigkeit ist dem erotisch-narzißtischen Mischtypus zuzusprechen, der auch zeigt, daß Aggression und Aktivität mit der Vorherrschaft des Narzißmus einhergehen.

Freud sagt nicht ausdrücklich, daß die Eigenheit des Typus das ganze Leben unverändert prävalieren muß. Schon Kinder können überzärtlich sein und oft fragen: Hast du mich lieb? Und ein eben gefeierter ganz Großer hat noch mit dreiundsiebzig Jahren geklagt: „Es geht mir schlecht, denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt.“

Goethes universelle Begabung enthielt nicht nur eine lebhafte Erotik, seine edle Persönlichkeit zeigte auch eine vom Vater übernommene, hemmende Sittlichkeit und den Narzißmus des nie sich beruhigenden Selbstbildnertums. Wollte man ihn in einen Typus zwingen, er könnte nur als der Alles umfassende, erotisch-zwanghaft-narzißtische bezeichnet werden: aber das Phänomen des Typus entsteht ja gerade dadurch, daß eine Betonung auf Kosten der beiden anderen statthat. Die Persönlichkeit Goethes war eben keinem Typus entsprechend, sie war zu universell.

Dem Erotiker begegnen wir auch als Dichter, der dann seine einseitig erotisch gefärbten Tagträume zu Liebesromanen verdichtet. Der Zwangstypus verschleudert seine Zeit nicht mit ihrer Lektüre, der Narzißtische hat Besseres zu tun. Der Zwanghafte schreibt oder würdigt nur Dichtung mit edler, moralischer Tendenz. Wofür das beste Beispiel Selma Lagerlöf ist, im Leben und im Werk.

Mag der Narzißt den Erotiker beneiden um seine Fähigkeit der sorglosen Hingabe; der Erotiker beneidet wieder ihn, der viel mehr gilt und im Leben erreicht. Als den kulturell wertvollsten Typus bezeichnet Freud den narzißtischen Zwangstypus; diese Variation fügt zur äußeren Unabhängigkeit und zur Beachtung der Gewissensforderung noch die Fähigkeit zur kraftvollen Betätigung hinzu.

Die Aufstellung dieser Typen ist von großem aufklärenden Wert auch für die Erziehung, die mit noch Unfertigen, Wandelbaren zu tun hat.

Nur zu oft übersieht sie das Erotische, züchtet es durch Überzärtlichkeit und läßt es in den Tagträumen überwuchern; nur zu oft übertreibt sie die Gewissensforderung durch Einschüchterung und Drohung; und besteht zu wenig auf der narzißtischen Leistung durch Stärkung des Ich.

Fallen die geschilderten Typen nach unserer praktisch gerichteten Schätzung in die Breite des Normalen, so nähern sie sich doch in ihren extremen Ausbildungen Krankheitsbildern und „helfen die vermeintliche Kluft zwischen dem Gesunden und dem Krankhaften ausfüllen“.

Mit anderen Eigenschaften als Unterscheidendem könnte man noch eine ganze Reihe anderer psychologischer Typen aufstellen.

Aber die besondere Bedeutung der Freudschen drei Gruppen wird auch dadurch bewiesen, daß zu jedem Typus eine bestimmte Form seelischer Störung zugehört.

Im Tiergarten des Herrn suchen die drei Typen des homo sapiens verschiedene Weideplätze auf. Wer die erotischen Kräuter nicht verträgt, ist zur Hysterie disponiert; die Gewissensängstlichen können sich wiederkäuend zu einer Zwangsneurose überessen. Aus der Herde der Narzißten kann sich

der eine und der andere im Labyrinth der Geistesstörungen verirren und vereinzelte böse Böcke werden gar zu Verbrechern.

Die Typologie von so autoritativer Seite wird sich sicherlich als sehr fruchtbar bewähren und bald populär werden, die Namen der Typen Fachausdruck der Psychoanalytiker, vielleicht auch der Charakterologen und Biographen.

Die Einordnung nach dem hervorstechendsten Zug der Mischtypen ist ganz besonders lehrreich; als Prüfungsfrage an einer „psychoanalytischen Hochschule“ wäre etwa eine Frage möglich wie die folgende: Wie würde eine Angestellte auf Entlassung durch ihren Chef reagieren, wenn sie A) dem erotischen Typus, B) dem Zwangstypus und C) dem narzißtischen Typus angehört?

Antwort: A) Eine Person vom erotischen Typus würde schwer unglücklich sein, Angst empfinden und bitterlich weinen. „Ach, er liebt mich nicht mehr, und ich verehere ihn doch so! Ich habe einen Beschützer verloren!“ Vielleicht wäre sie aber durch einen zärtlichen Tröster zu beruhigen, da sie ihre Freunde ins Vertrauen zieht.

B) Eine eben entlassene Angestellte vom Zwangstypus würde sich immer wieder fragen: „Was habe ich Böses angestellt, daß ich entlassen werde? Bin ich wieder selbst schuld?“ Sie würde einen Versuch machen — damit sie sich später nichts vorzuwerfen hat —, ob sie nicht durch eine Fürbitte verbleiben kann. Vielleicht schließt ein Kirchenbesuch oder eine Gabe an einen Armen sich an.

C) Die Reaktion des narzißtischen Typus: „Wie, man will mich entlassen!? Bei meiner Tüchtigkeit!? Aber es wird ohne mich nicht gut gehen! Ich mache mir nichts daraus. Ich werde ein Konkurrenzunternehmen gründen und man wird die Folgen sehen!“

Hoffen wir, daß der Kandidat durch diese Antworten approbiert wird. Eine schwierigere Frage für Vorgeschrittene könnte lauten: Inwieweit sind diese Typen solche der Veranlagung, konstitutionell und vererbbar? Oder: Weist solch ein Typus Eigenart in seinem Traumleben auf?

Der Lilith-Komplex

Vortrag, gehalten in der New York Psychoanalytic Society am 26. Januar 1932

Von

Fritz Wittels

I

1907 habe ich einen weiblichen Typus beschrieben, den ich „das Kindweib“ nannte.¹ Seit jener Zeit sind mir einige neue Gesichtspunkte zugewachsen, die im Folgenden erörtert werden. Ich beginne mit einem historischen Bericht, wie ich auf den Typus Kindweib stieß.

In den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts waren die Dichter mit zwei einander entgegengesetzten Arten von Frauen beschäftigt. Der Sprecher für den einen Typ war Ibsen, der in einer langen Reihe von Stücken — Nora oder ein Puppenheim 1879, Hedda Gabler 1890, Baumeister Solneß 1892 und andere — den Kampf der Frau um Freiheit und Gleichberechtigung mit dem Manne darstellte. Die andere Seite wird am schönsten von Maeterlinck besungen, sein Typ lebt in Märchenland und Mystik. Arthur Schnitzler zeigt in gewissem Sinne eine Reaktion gegen beide diese Typen. Er schuf in den Neunziger Jahren und später eine Wienerische Figur, die in der Literatur als „das süße Mädel“ bekannt ist. Das süße Mädel ist die Gestalt eines bürgerlichen Dichters, die sich von einigermaßen hochmütigen Männern lieben läßt und sie mit wenig Bedenken wieder liebt, einfach, süß, ohne besondere Probleme, die den Liebhaber belasten könnten, sie muß und will nicht geheiratet sein. Um 1900 erschienen Troubadours von anderer Art: wilder, radikaler und — wie wir heute verstehen — narzißtisch. Es zeigte sich, daß Schnitzler ein Mittelsmann war zwischen den Ibsen- und Maeterlinckfrauen einerseits und einem neu zu schaffenden Typ, den wir im Spiegel von drei Dichtern betrachten wollen.

Der Wiener Dichter Peter Altenberg wird von Manchen der „Verlaine von Wien“ genannt. Er führte ein Bohême-Leben, entzückte sich an den kleinen Mädchen, die im Wiener Volksgarten mit Ball und Reifen spielten. Kindern galt seine ganze Liebe. Wiederholt hat er die Frau ohne Brüste sein Schönheitsideal genannt. Als einmal eine Negertruppe aus Afrika in Wien auftrat, veröffentlichte er ein Buch über die reizenden schwarzen

¹ Siehe Wittels, Die sexuelle Not, 1909 — Critique of Love, New York 1929 — Kindweib, die große Mode, in: Almanach der Psychoanalyse 1930.

Mädchen. Über Schönheiten, die im Varieté und im Circus auftraten, schrieb er lange und begeisterte Abhandlungen. Man kann seine Schwärmerei mit der Dantes für Beatrice vergleichen, denn in seinen Herzensangelegenheiten war die Geliebte am besten entfernt von ihm, ungleich dem Worte Wilhelm Busch's: „Und die Liebe per Distanz, kurz gesagt, mißfällt mir ganz!“ Selbstironie ist für ihn charakteristisch. Eine seiner Skizzen, die ich gekürzt wiedergebe, als Beispiel.

La Zarina

A. L. und P. A. sahen sie zum ersten Male in dem Auslagekasten für Photographien am Kohlmarkt. Sie starrten schweigend das Vollkommene an, begannen sogleich alle Frauen zu hassen, die bisher in ihren Lebensweg getreten waren, und verachteten sich selbst, daß sie es hatten so billig geben können. La Zarina!

Eines Nachts saßen sie im Café R. und starrten La Zarina an, die mit drei Adligen Champagner trank und unbeschreiblich liebenswürdig sich gebärdete, direkt edelste Menschenfreundlichkeit überallhin ausstrahlte. Als sie wegging, blieben sie wie berauscht zurück.

Dann sahen sie sie nicht mehr wieder und lasen nur in den Zeitungen Notizen, daß sie bei Ronacher Poses plastiques stellte. Sie gingen niemals hin. Sie fühlten: In Kleidern, Süße, sahen wir dich bereits nackt, Vollkommene! Konzessionierte, censurierte Nacktheit jedoch von drapfarbiger Seide Gnaden?!? Kleider sind Phantasie der Wahrheit. Doch seidene Tricot ist Wahrheitsfälschung!

[Hier ist das Motiv von zwei Freunden, die sich gemeinsam berauschen. Das Objekt der Verehrung ist abwesend. Tabu der Nacktheit!]

Dann kauften sie ein großes Glücksschwein aus grünem Ton mit einer Spalte, warfen ein jeder eine Krone hinein. Vorläufig.

Wenn La Zarina einst verarmen sollte und verkommen . . .!

[Anale Komponente und Rettungsphantasie, Freud, Ges. Schr., Bd. V, S. 190 ff]

Aber La Zarina verarmte und verkam nicht.

Immer jedoch sammelten die Freunde noch getrost. Drei grüne Glücksschweine aus Ton waren bereits angefüllt mit silbernen Kronenstücken. Es war der heilige Schatz für die sicher einst verlassene, enttäuschte und zerpfückte süße La Zarina.

Aber La Zarina erhielt einen Millionär, wurde nicht zerpfückt, stieg höher, höher, wurde sogar geheiratet.

Da feierten denn endlich eines Nachts die beiden Freunde ganz in der Stille ein Fest zu Ehren der Dame, die ihrer niemals bedurft hatte. Den ganzen silbernen Inhalt der drei Glücksschweine vertranken sie in Veuve Clicquot.

Bei jeder Flasche sagten sie nur sanft und leise: „La Zarina“ und erhoben sich von ihren Sitzen.

[Regression von der analen Stufe zur oralen!]

Schließlich waren sie ganz betrunken und hielten es für einen ganz passenden Abschluß dieses Liebesabenteuers, ja sogar in jeder Beziehung für den passendsten . . . —

Voll beißender Satire, gleichwohl ernster als Peter Altenberg war Frank Wedekind, kein Wiener, aber früh in Wien verstanden und als Genie verehrt. Seine berühmte Lulu ist das Prototyp eines Kindweibes, allerdings stark mit Sadismus durchsetzt. Sie ist von kindlicher Schönheit, die selbst hartgesottene Menschheitsverächter, Verbrecher oder Unschuldige in den Staub zwingt. Jeder ihrer zahlreichen Liebhaber nennt sie anders — Lulu, Eva, Nelly, Mignon —, als hätte sie keinen bestimmten, nur ihr zugehörigen Namen. Folgender Dialog ist charakteristisch für sie:

Schwarz: Kannst du die Wahrheit sagen?

Lulu: Ich weiß es nicht.

Er: Glaubst du an einen Schöpfer?

Sie: Ich weiß es nicht.

Er: Kannst du bei etwas schwören?

Sie: Ich weiß es nicht. Lassen Sie mich! Sie sind verrückt.

Er: Woran glaubst du denn?

Sie: Ich weiß es nicht.

Er: Hast du denn keine Seele?

Sie: Ich weiß es nicht.

Er: Hast du schon einmal geliebt!

Sie: Ich weiß es nicht.

Er: Sie weiß es nicht . . .

Sie (sich ihm nähernd): Was wollen Sie wissen?

Er (empört): Ich, zieh dich an!

[Und ein Dialog mit einem Athleten, angeblich ihrem Vater:]

Schigolch: Was bist du jetzt?

Lulu: Ein Tier . . .

Schigolch: Daß dich der! Und was für ein Tier! Ein feines Tier! — Ein elegantes Tier! Ein Prachttier!

In Wedekinds „Simson und Delilah“ wird Simson auf Delilahs Betreiben von den Philistern geblendet. Er sagt dann, er fühle nun, daß er das Weib und sie der Mann sei. Kein Zweifel an der starken homosexuellen Komponente dieses Dichters. Ich darf vielleicht in diesem Zusammenhang eines der reizendsten Gedichte Wedekinds zitieren:

Meiner entzückenden Kollegin Mary I.

Von vorn besehn bist du die schönste Maid,
Die je mein Herz aus Liebesnot befreit.
Doch wenn du halb nur dich zur Seite kehrst,
Dann dünkt mich schon, daß du ein Knabe wärst.
Drum bleib ich wie dem Glücksrad stets dir nah,
Du — Venus Duplex Amathusia !

Ein dritter Autor in Wien stellte die Hetäre als Ideal auf. Sein Idealtypus hatte nicht sowohl das Recht auf Polygamie, Polygamie war ihre Pflicht. Das Weib hatte allen Männern Hetäre zu sein, kein Recht, den Mann abzulehnen. Weiber, die sich rar machen, waren wertlos, sie waren das hysterische und der wahren Kultur feindliche Produkt eines asketischen Zeitalters. Man hatte sie zu verachten. Die Hetäre hingegen inspiriert das männliche Genie, sie war des höchsten Lobes und der Verehrung würdig.

Ungefähr 1900 lernten wir auch Oskar Wildes „Salome“ kennen, geschrieben 1893 in Paris, 1906 von Richard Strauß in Musik gesetzt.

Vergleichen wir dieses Frauenideal mit dem Typus, den Freud in seiner „Erniedrigung des Liebeslebens“ beschreibt, so sehen wir sogleich, daß hier keine Rede von einer Erniedrigung des Objektes ist, sondern ein Sturm der Erhebung, und auch die Zärtlichkeit fehlt keineswegs. Gerade dieser Typus zwingt Männer aus Stahl, ihr Knie in Verehrung und strömender Zärtlichkeit zu beugen.

Ungefähr in jener Zeit stieß ich zur Psychoanalyse. Damals war der Begriff des Narzißmus noch nicht eingeführt und nur die ersten Streiflichter fielen auf den Kastrationskomplex. Das Prinzip der Bisexualität war zwar aufgestellt, man nahm es aber noch nicht allzu ernst. Wir hatten damals die Funde, die Freud in der ersten Auflage seiner „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ zusammenfaßte. Ich kannte die Schöpfungen der genannten Autoren. Auch kannte ich Mädchen, die in Lulu, Delilah und den Hetären ihr Vorbild sahen. Einige von ihnen kannte ich genau. Meine Beobachtungen führten mich zur Beschreibung eines Frauentypus, des „Kindweibes“, den ich für ursprünglich hielt, das Urweib, nicht beleckt von der Kultur, schön, kindlich, sehr sexuell, autoerotisch, polymorphpervers, treulos, verachtet von den Vielzuvielen. Einige Jahre später, 1914, sprach Freud von einem ähnlichen, exquisit narzißtischen Typus Weib (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 172 f.)

Nach dem Kriege, also viele Jahre später, wurde dieser Typus, den ich für selten und ganz ungewöhnlich hielt, auf einmal die große Mode. Delilabs,

Helenas, Salomes, Cleopatras konnte man überall herumgehn sehn. Diese Mode dauerte bis ungefähr 1929 und ist noch immer nicht ganz abgetan. Wir wurden von einer Art Weib überschwemmt, von der ich 1907 in meiner Einleitung sagen zu müssen glaubte: „Man muß mit dem Nachweis beginnen, daß es Kindweiber in diesem Sinne wirklich gibt, daß sie nicht bloß im Gehirn eines Phantasten existieren, sondern in der Natur.“

II

Als ich sah, daß Kindweiber von der Mode des Tages künstlich erzeugt werden konnten, war es mir nicht schwer zu erkennen, was ich vorher nicht ahnte, nämlich daß der Frauentyp, den die erwähnten Dichter besungen hatten, nicht der Natur abgelauscht war. Was ich gesehen hatte, war nicht das Urweib, sondern eine Reaktionsbildung, entsprechend den Wünschen solcher Männer, die ihre eigene feminine Komponente hinaus projizieren. Zu diesem Zwecke ziehen sie möglichst leere Gefäße vor, die entweder gar nicht existieren wie Dantes Beatrice, deren Existenz durch lange Zeit angezweifelt wurde — oder Frauen, die sich nicht dagegen wehren, wenn ihre Liebhaber das Bedürfnis fühlen, sich selbst auf eine lebendige Puppe zu verladen. Dabei leugne ich natürlich nicht, daß es Frauen gibt, welche die von mir angegebenen Eigenschaften des Kindweibes genuin besitzen. Aber die sind selten.

Meine neue Ansicht bestärkte sich auf Grund einer langen Reihe von Analysen zumeist von Männern, hie und da auch von Frauen, die unter der eigentümlichen Sucht solcher Männer zu leiden hatten, die den Frauen Gott weiß wie heiße Liebe einredeten, während sie in Wahrheit nur in sich selbst verliebt waren und nichts anderes suchten als einen Spiegel, in dem sie ihr eigenes Idealbild beschauen könnten. Ich lernte Mädchen kennen, die etwa Rosa oder Laura hießen, sich aber gefallen lassen mußten, daß man sie Peter, Thomas oder Diana und Brunhild nannte. Diese sonderbaren Liebhaber räumten ihrer Geliebten nicht einmal das Recht auf ihren individuellen Namen ein, ähnlich wie die Liebhaber von Wedekinds „Lulu“. Der bisexuelle Unterbau solcher Frauen wird erschüttert, sie leiden unter der aufgezwungenen maskulinen Attitüde. Sie werden zu einer Regression gezwungen, die in Form von allerlei neurotischen Symptomen in Erscheinung tritt. Gar nicht so selten werden sie in einen Grad von Narzißmus zurückgetrieben, der zu Depressionszuständen führt, häufig gefolgt von einer hektischen Annahme der männlichen und sadistischen Rolle, die ihnen zugeacht wird. Selbstmorde sind nicht selten. Die anale Regression läßt sie

Farbe auf Gesicht, Mund, Fingernägel und Zehen schmieren; sie werden geldgierig. Die orale Regression zeigt sich im Lippenstift: Verlegung von unten nach oben. In ihren Kreisen finden sich die Schönheiten, die den Mann ermorden, der — wie vielleicht manche urteilen möchten — nichts Besseres verdient.

A) Ich habe einmal einen jungen Mann analysiert, der den Koitus noch niemals ausgeführt hatte. Er wollte Mädchen überhaupt nicht kennen lernen, besonders nicht solche, die seiner eigenen Klasse (bürgerliche Oberschicht) angehörten. Schöne Sprunggelenke und Beine konnten ihn faszinieren. Als ein wichtiges Erlebnis beschreibt er dieses: Eines Tages stand er auf der Straße neben einem Mädchen, das ein Schaufenster betrachtete, und bewunderte sie schweigend. Plötzlich lächelte sie ihm zu, sprang in ein Taxi und fuhr davon. Das regte ihn sehr auf, und er fühlte, daß er jetzt seine Glücksmöglichkeit für immer verscherzt habe. Er wußte, daß er nunmehr niemals glücklich werden könnte. Durch ihr Verschwinden erfüllte sie die Liebesbedingung der Abwesenheit. Der Patient ging Mädchen nach, die ihm gefielen, wie er sie auf der Straße oder in der Stadtbahn sah. Er stellte fest, wo sie wohnten, wo sie beschäftigt waren und überhaupt alles, was ein Detektiv herausbringen kann. Dabei vermied er sorgfältig, sie wirklich kennen zu lernen. Er schrieb Briefe an sie, schickte ihnen Gedichte voll Verehrung. Selten erhielt er Antwort. Manchmal kam es so weit, daß Mutter, Gatte oder Bruder des Mädchens ihn in mehr oder weniger höflichen Briefen aufforderten, seine Korrespondenz einzustellen. Er wartete an Bühnentüren von Variétés, um die schön geformten Beine und andere Reize der Künstlerinnen zu bewundern, wenn sie herauskamen. Dabei klagte er, daß seine eigenen Füße zu groß und seine Beine mißgestaltet seien. Zwangsmäßig besuchte er Lokale, wo Mädchen sich unbekleidet ausstellten. Er selbst lebte in einem puritanischen Milieu und mußte seine Gewohnheiten sorgfältig geheim halten. Sie hätten ihn in seinen Kreisen unmöglich gemacht. Er rationalisierte seine Gewohnheit mit der Feststellung, daß unsere Kultur ganz unnatürlich sei. Er sehe nicht ein, warum die Reize dieser körperlich vollkommenen Frauen verborgen werden sollten. Sie seien anderen Frauen überlegen und das sollte anerkannt werden. Diese Tiraden erinnern an das vorhin erwähnte Hetärenideal.

Zahlreiche Kastrationsträume traten in der Analyse auf. Immer fürchtete er, man könnte ihn für weibisch, für homosexuell, für feig halten. Andererseits erinnerte er sich, daß er in früheren Jahren als Knabe

heftig gewünscht hatte, daß er ein Mädchen wäre. Der zwangsmäßige Besuch verrufener Lokale hielt während der Analyse an und machte ihn gleichzeitig glücklich und unglücklich, besonders wegen der Gefahr, daß seine Leute darauf kommen könnten. In seinen Träumen war er ein Mädchen. Einmal war er Napoleon und eine männliche Dirne zu gleicher Zeit. Er klagte über die Unterentwicklung seiner Genitalien. Des Nachts schlief er immer nackt. In Pyjamas konnte er nicht einschlafen. Einmal berichtete ihm ein Freund von dem unaufgeklärten Tode eines Mädchens; sie sei vielleicht vergiftet worden. Der Patient war sogleich besessen von dem Gedanken, daß er der Sache auf den Grund kommen müsse und daß ihm das auf übernatürlichem Wege gelingen werde (Paranoische Komponente!). Allnächtlich wartete er auf ihr Erscheinen. Sie kam nicht, er masturbierte und fühlte sich erleichtert. (Vgl. damit Freud, Ges. Schr. Bd. VIII, S. 313 f.)

Als die Analyse ein halbes Jahr alt war, hielt ich die Zeit für gekommen, dem Patienten den Besuch der genannten Lokale mit ihren „Nacktorgien“ zu verbieten. Er ging damals Abend für Abend hin. Einige Zeit folgte er nicht. Er kam dann reuig mit seinem Geständnis, gewöhnlich mit der Rationalisierung, daß er nichts daran finde, solche Lokale zu besuchen. Er sei nicht so heuchlerisch veranlagt wie andere Leute in seiner Umgebung. Erst als ich mit dem Abbruch der Behandlung drohte, brachte ich ihn so weit. Er brachte dann einen Traum, in dem er selbst ein solches Mädchen war, das sich auf einer Bühne entkleidete. Am Morgen nach dem Traume, im Badezimmer, dachte er sich die Situation mit viel Genuß aus und bildete sich ein, daß seine Genitalien in die eines Mädchens umgewandelt seien. Mit dieser Phantasie masturbierte er. Immer schon hatte er gewünscht, seine Füße wären klein wie die eines Mädchens. Jetzt zeichnete er Kreise auf seine Brust, um den Busen einer Frau nachzuahmen. So bekam ich die Gewißheit meines Verdachtes, daß er sich mit den Mädchen der Nachtschau identifizierte, daß er eines von ihnen war und daß er also seine feminine Komponente auf ein Weib projizierte, die er als wirkliches Wesen von Fleisch und Blut nicht verwenden konnte.

Dieser Patient zeigte eine besonders starke Fixierung an seine Mutter und eine schwere Kastration von Seiten eines tyrannischen Vaters, der einige Jahre vor Beginn der Analyse gestorben war. So verstehen wir leicht, daß der Patient auf der Flucht vor seiner Mutter war und auf diesem Wege von Inzest zur Homosexualität an der Prostituierten Halt suchte. (S. hiezu Freud, Ges. Schriften, Bd. V, S. 186 ff.)

Ich schlage vor, noch einige Fälle zu betrachten, bevor wir den Versuch machen, einen weiteren Gesichtspunkt einzuführen.

B) Patient verlor seine Mutter, als er sechs Jahre alt war. Soweit er sich erinnern kann, war er immer scheu und mädchenhaften Benehmens. Er heiratete im Alter von 35 Jahren. Er sagte, er habe geheiratet, weil er in einer kleinen Stadt wohne, und dort könne man als Junggeselle nicht fortkommen. Seine Verwandten hätten ihn überdies dazu gedrängt. Seine Frau war frigid. Sie interessierte sich nicht für Männer, war hübsch, aber nicht im Geringsten kokett, Geschlechtsleben bedeutete ihr nichts. So erfüllte sie die Bedingung des Nichtvorhandenseins. Vor und nach seiner Hochzeit träumte Patient häufig von einem blonden Mädchen, das er seine „Traumbraut“ nannte. Er träumte auch von seiner Mutter, deren Züge er im Wachzustande nicht erinnern konnte. Sie erschien ihm in Träumen weiß gekleidet wie ein Engel, ähnlich Dantes Beatrice. In einem besonders schönen Traume waren gar keine Personen, nur weiße Blumen, er wußte, sie kamen von der Mutter und er aß sie (Muttermilch). Sein religiöses Gemüt empfand das als eine unio mystica.

Eines Tages erlebte er etwas Schreckliches. Seine engelgleiche Frau betrog ihn mit einem Mann der untersten Klasse, einem notorischen Gauner. Sie gestand aus einem seltsamen Bedürfnis, das der Psychoanalyse wohlbekannt ist und das wir hier nicht weiter erörtern wollen. Das Geständnis machte auf den Patienten einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits war er gebrochen und sah ein, daß etwas geschehen müsse. Andererseits fühlte er sich sexuell erregt. Vorher vergingen manchmal Monate von einem Geschlechtsakt zum andern und sie waren unbefriedigend. Nach ihrem Geständnis koitierte er eine Woche lang täglich und mehrmals täglich. In dieser Zeit hatte er einen Traum, daß sein membrum abgebrochen sei wie ein Stück Glas. In einem anderen Traum war er in eine Frau verwandelt, und der Gauner, mit dem seine Frau geschlafen hatte, berührte ihn an den Genitalien, welche in die einer Frau umgewandelt waren. In einem anderen Traume sollte seine Frau seelisch und körperlich umgewandelt werden, und das konnte nur mit Hilfe eines Schlüssels geschehen, der seinem Vater gehörte. In derselben Nacht erschien seine Frau — viel jünger als in Wirklichkeit und begann mit ihrem Vater zu verkehren, weil ihre Mutter sich schon zu alt dazu fühlte.

Diese Träume zeigen, wie mir scheint, eindeutig genug, daß der Patient sich mit seiner Frau identifizierte. Vor ihrem Geständnis hatte sie nichts für ihn bedeutet. Aber hernach konnte er mit ihrer Hilfe die weibliche Rolle spielen. Ich führe den Fall an wegen der eigenartigen Explosion, die er enthält. Seine „Traumbraut“ war nicht nur die Mutter, sondern auch er selbst, seine feminine Komponente, für die

er zum Unterschiede von Fall A kein Objekt der Außenwelt suchte und fand.

C) Ich hatte einen anderen Fall, einen Mann, dessen Frau ein Verhältnis mit einem gemeinsamen Freunde gestand. Seine unmittelbare Reaktion auf das Geständnis war unerwartet. Er fragte: „Hat er ein großes Glied?“ Die Frau, die reuevoll gestanden hatte, antwortete zornig: „Du verdammter Narr! Man kann mit dir nicht leben!“ Eine Woche später schlug er seiner Frau vor, sie solle zu ihrem Liebhaber zurückkehren. Als sie erwiderte, daß sie das nicht tun wolle, rationalisierte er seinen Vorschlag mit den Worten: „Ich wollte nur wissen, wie du es aufnehmen würdest. Wenn du zugestimmt hättest, hätte ich dich getötet.“ Dieser Mann hatte die Gewohnheit, nackt vor dem Spiegel zu stehen und sich dabei einzubilden, daß er ein Mädchen sei. Sein Vater hatte ihn oft und unbarmherzig geprügelt, wobei er Riemen und Ruten verwendete. So hatte der Vater die Gesamtoberfläche des Körpers sexualisiert. Patient erreichte eine hohe Stellung, mußte sich aber in verhältnismäßig jungen Jahren zurückziehen, weil er die Besprechungen mit Männern in seinem Privatbüro nicht vertrug. Er fühlte Anwandlungen von Ohnmacht, besonders in Gegenwart großer Männer, wenn sie lachten und dabei ihre weißen und glänzenden Zähne zeigten.

Die „Traumbräut“ und „das blonde Mädchen“ tauchten in meiner Praxis so oft auf, als wirkliche Erlebnisse, in Träumen, Phantasien und Illusionen, daß ich mehrmals Gelegenheit hatte, sie weit nach rückwärts zu verfolgen. In einem Falle dauerte die Jagd nach dem „blonden Mädchen“ ein und ein halbes Jahr. Ich trat auch an diesen Fall mit der analytischen Theorie heran, daß ich am äußersten Ende auf das Bild der Mutter stoßen müsse. Wirklich fand ich in allen diesen Fällen starke Fixierung an die Mutter, manchmal auf eine Schwester übertragen. Aber in keinem Falle konnte ich mich restlos überzeugen, daß die Illusion ein unmittelbares Erzeugnis des Inzestwunsches war oder der Kastrationsidee, das Leben mit dem Vater zu teilen. Die „Traumbräut“ war gewöhnlich blond, aber nicht immer. Die Wiener „Hetäre“ hatte eher brünett zu sein. Es wäre interessant, die Haarfarbe der skandinavischen Traumbräute in Erfahrung zu bringen.

D) Ein Patient heiratete im Alter von 45 Jahren. Vorher hatte er den normalen Koitus niemals ausgeführt. In der Ehe fühlte er sich bis auf gelegentliche Angstzustände wohl. Nach scheinbar befriedigendem Verkehr träumte er oft, fast regelmäßig, von einem „blonden Mädchen“. Kurz bevor

er heiratete, hatte er ein blondes Mädchen kennen gelernt, das ihn beinahe dazu gebracht hätte, seine Braut, die dann doch seine Frau wurde, aufzugeben. Auch nach der Heirat konnten ihn blonde Typen faszinieren, wenn er ihnen gerade zufällig begegnete: auf der Straße, in Gesellschaft oder anderswo. Er träumte, daß er mit ihnen im Bette lag. Gelegentlich sah er sie im Traum im Besitze eines Membrums.

Einige seiner Träume:

1) Ich sehe einen langen Cylinder. Marie B. hat diesen Apparat erfunden. Sie steht da, ihre Hände in himmlischer Inbrunst gefaltet. Ich frage sie, wie sie so eine Sache habe erfinden können. Ich möchte gerne mit ihr allein sein, aber ein junger Mann, den ich sehr gut kenne, kommt daher und wir sind beide enttäuscht.

2) Mein Kusine (der in Wirklichkeit durch Jahre mein Alter Ego war und glücklich verheiratet ist) will sich mit einem schönen Mädchen vornehmer Herkunft verloben. Seine Frau will er los werden und hofft, daß sie bald sterben wird. Das hübsche junge Mädchen hat einen Penis.

3) Ich bin mit meinem Kusine verheiratet. Ich bin seine Frau und zugleich ich selbst. Mein Kusine ist wütend, daß er mit einem Mann verheiratet sein muß. Ich fühle, daß etwas Ähnliches schon einmal in der Weltgeschichte geschehen ist.

4) Ich bin mit einem blonden Mädchen verlobt. Dann sehe ich meine Frau und verstehe, daß ich verzichten muß.

5) Ich fahre mit meiner Frau im Auto, wir kommen bei der Villa von Mrs. X vorbei. Ich will nicht, daß meine Frau sie sieht. Wir kommen in das Speisezimmer. Ein verwachsenes Mädchen begrüßt uns. Ich schicke meine Frau weg, damit sie das verwachsene Mädchen nicht sieht. Ich lege mich zu dem verwachsenen Mädchen ins Bett, aber ich bin die ganze Nacht allein.

6) Ich finde einen Handschuh, der Emma B. gehört. Sie trägt den einen Handschuh und ich den anderen. Ich liebe meine Frau nicht mehr. Vielleicht sind wir geschieden.

[Viele Träume von Mädchen mit Penis. Noch ein Traum:]

„Ich bitte meine Frau mir zu helfen, damit ich endlich eine Frau finde, die zu mir paßt. Mein Kusine [siehe Tr. 1 und 2] kommt zu Besuch. Ein blondes Mädchen ist auch da. Er sagt mir, daß er seine Frau verlassen will, um dieses hübsche Mädchen zu heiraten. Er beklagt sich bei mir, daß er kein Geld hat, und ich gebe ihm alles, was ich besitze: 1 Dollar.“

Es versteht sich, daß wir in dieser langen Analyse, in der das blonde Mädchen immer wieder auftauchte, zahlreiche Assoziationen mit blonden Mädchen zu Tage förderten, die im Leben des Patienten einmal irgend eine Rolle gespielt hatten. Wir stießen aber niemals auf ein entscheidendes

Erlebnis. Man sieht andererseits, wie ich glaube, deutlich genug, daß er selbst das blonde Mädchen war und daß er seine feminine Komponente in Form von Träumen und Erlebnissen hinaus projizierte. Am Ende der Analyse waren wir beide überzeugt, daß wir kein anderes Urbild zu postulieren hatten als eben diese feminine Komponente.

E) Das Vorhandensein der femininen Komponente und der Drang sie zu objektivieren erklärt vielleicht den Erfolg, den Kindweiber in Form von Verführerinnen erzielen. Männer, die gerade diesen Typus bevorzugen und manchmal heiraten, sind unbewußt in Angst vor ihren weiblichen Trieben. Sie benehmen sich dann, wie die Analyse aufgedeckt hat, oft übertrieben so, daß niemand, auch sie selbst nicht, ihre Tendenz erkennen können. Auf einmal fallen sie einer Frau zu Füßen, die durch ihr Vorleben, das manchmal viel von sich reden machte, deutlich gezeigt hat, daß sie die Rolle einer Hausfrau bestimmt nicht annehmen wird. Frauen, die ihre Ehegatten oder Liebhaber ums Leben gebracht haben und dann freigesprochen wurden, erhalten gewöhnlich zahlreiche Heiratsangebote. Ich kenne mehrere Fälle von Männern, die mit Frauen ihrer eigenen (gut bürgerlichen) Klasse verheiratet waren, scheinbar glücklich mit ihnen lebten und Kinder heranzogen — die dann auf einmal ihre Familie verließen, alte Freundschaftsbeziehungen abbrachen und manchmal sogar ihren Beruf aufgaben, um dem beschriebenen Typus Weib anzuhängen. In anderen Fällen haben Witwer, die den Ehegefährten ihrer Jugend verloren hatten, den „Vamp“-Typus geheiratet. Ich glaube nicht, daß man hier von einer „Erniedrigung des Liebeslebens“ sprechen kann, weil gar kein Vergleich möglich ist zwischen der göttlichen Verehrung nach dem Ausbruch und dem ruhigen Eheleben vorher. Der Vamp steht in den Augen seiner Verehrer gewiß nicht tiefer. Auch handelt es sich nicht um Geschlechtsgenuß ohne Zärtlichkeit. Diese Männer zeigen eine masochistische Hingebung, den brennenden Wunsch alles zu tun, um ihr teuer erkaufte Ideal zufrieden zu stellen.

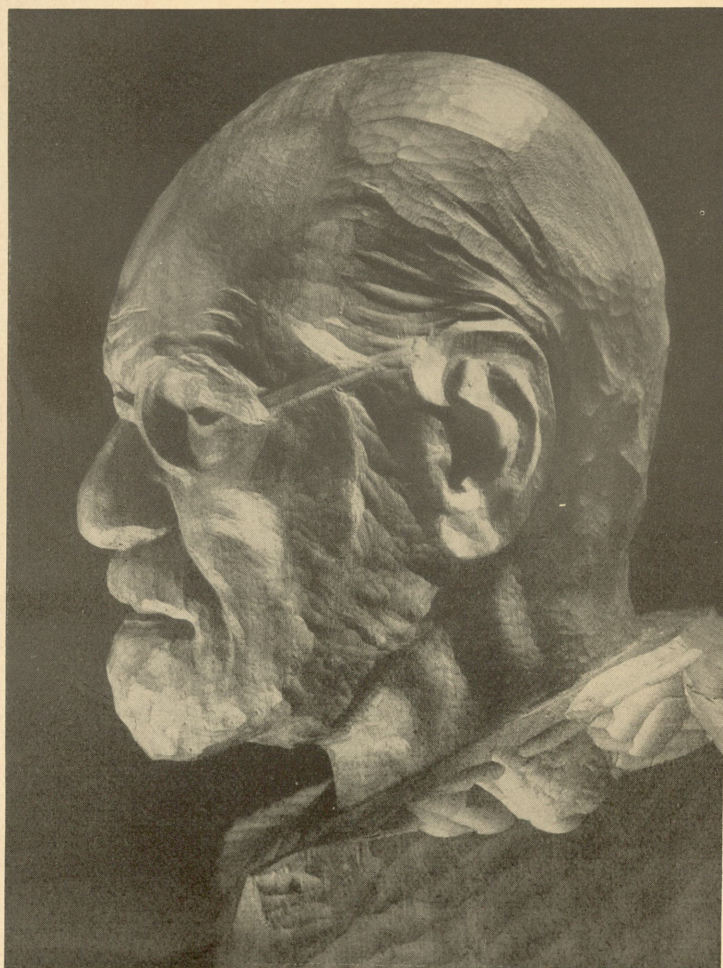
Eigentümlich, beinahe komisch, berührt es, wenn solche Männer sich manchmal getäuscht und enttäuscht fühlen, weil die Frauen, die sie für ruchlos, sadistisch und sittenlos halten, in der Ehe dann durchaus bürgerlich sittlich sind und die Rolle nicht spielen können oder wollen, die ihnen zugedacht ist. Solche Männer werden dann oft sehr böse und tyrannisch. Die Welt kann dann gar nicht verstehen, was da vorgeht, warum dieser Mann erstens seine erste Frau verlassen hat, zweitens, warum dieser ausgeglichene Ehemann sich auf einmal in einen feurigen Romeo verwandelt und drittens, warum er nach kurzem Liebesfrühling (-Herbst) mit seiner zweiten Frau wie

Hund und Katze lebt. Er hatte seine zweite Frau geheiratet, weil sie kokett und zugänglich schien, um mit ihr glorreich glücklich und unglücklich zu sein. Hernach fand er, daß sie keinerlei Grund zu Eifersucht gab. Im Anfang konstruieren diese Männer allerlei homosexuelle Formen von Eifersucht, beschuldigen die unschuldige Frau, daß sie flirtet und betrügt, um schließlich an ihrem geheimen Ideal zu verzweifeln, weil sie nicht genügend paranoisch sind, um ihren unbegründeten Verdacht aufrecht zu halten.

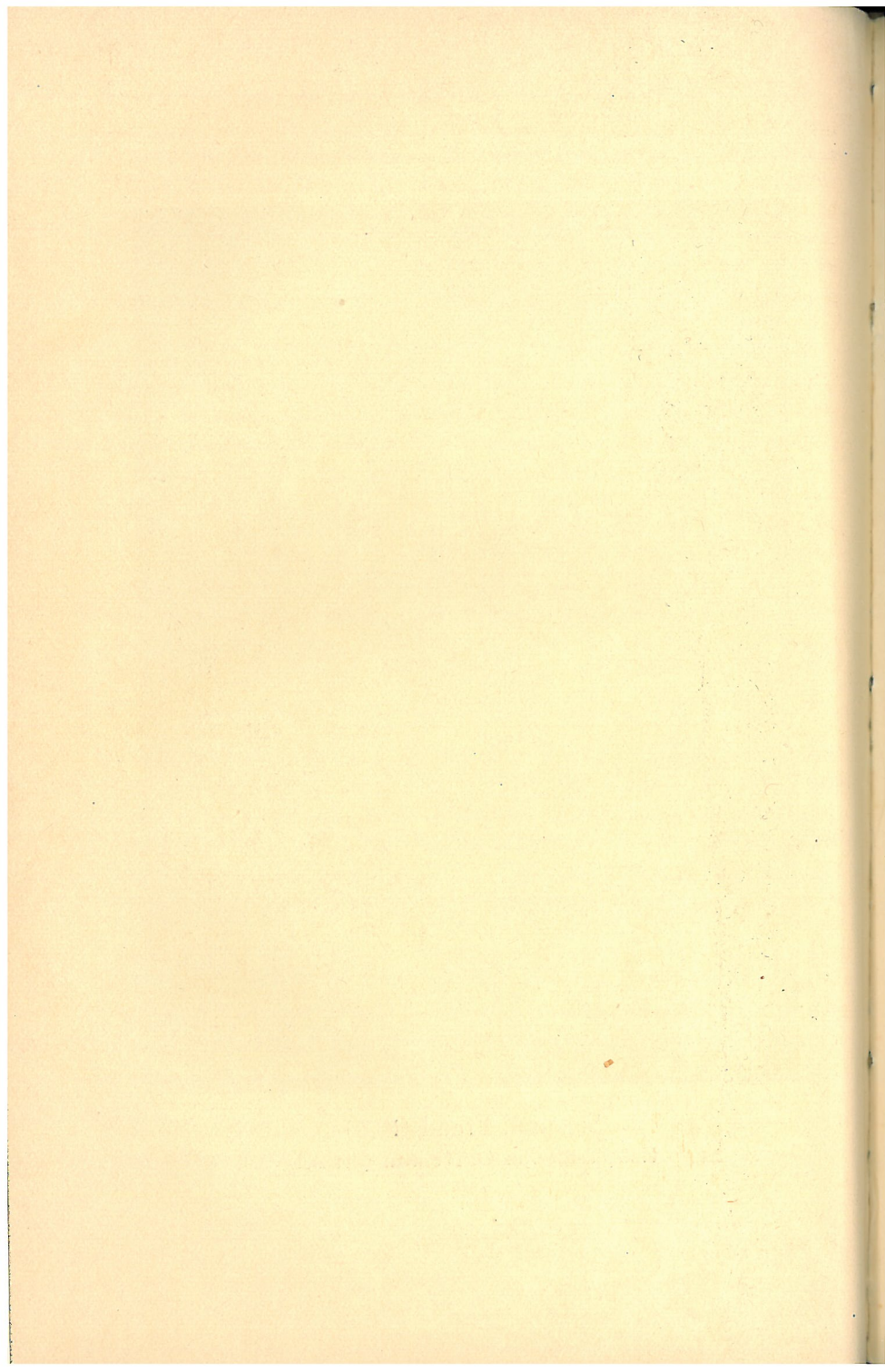
Ziehen wir in Betracht, daß diese Zustände der Logik unzugänglich sind, und daß diese Männer auf Grund eines unbewußten Konfliktes handeln, daß sie leiden und ihre Umgebung schädigen, so müssen wir von einer Neurose sprechen. Ich nenne den beschriebenen Komplex den Lilith-Komplex aus den folgenden Gründen.

III

Wir finden im ersten Buche Moses, Kapitel 1 und 2 einen merkwürdigen Widerspruch. Es ist wohlbekannt, daß nach der Schöpfungsgeschichte Gott Eva aus einer Rippe Adams schuf. Nicht ganz so bekannt scheint zu sein, daß die Bibel vorher (I, 1, 27) erklärt, daß Gott den Menschen in seinem Ebenbilde als Mann und Frau geschaffen habe. Dieser Widerspruch ließ die Mystiker des Mittelalters schließen, daß Adam vor Eva schon eine Frau gehabt haben müsse. Sie lehrten, daß Adams erste Frau, Lilith, keine Kinder gehabt habe, ihm davon lief und in einen bösen Geist verwandelt worden sei, ein Nachtgespenst, das schwangere Frauen und neu geborene Kinder bedrohe. Schwangere Frauen trugen Amulets, um sich vor Lilith zu schützen. Lilith erscheint dann in vielen Sagen. Sie kann jede beliebige Gestalt annehmen, war auch die Schlange, die Adam und Eva verführte. Nach dem heiligen Hieronymus erscheint Lilith jedem in Gestalt seiner Geliebten. Dem König Salomo erschien sie in Gestalt der Königin von Saba. Oft erscheint sie als Verführerin mit langem Haar, die Königin von Smaragd. Sie ist das Prototyp der unfruchtbaren Frau; Ursache von Fehlgeburten. Männern erscheint sie in Träumen. Nach einer alten Legende erschien sie einem armen Juden in Worms in Gestalt eines schönen Weibes und verführte ihn. Alle diese Sagen stammen aus dem Mittelalter. Aber der Name Lilith steht schon bei Jesaias, und die Idee eines bösen, unfruchtbaren, weiblichen Dämons vor der Erschaffung Evas, dem mütterlichen Gefährten, scheint aus babylonisch-assyrischer Quelle zu stammen.



Sigmund Freud (1931)
Holzplastik von O. Nemon (Brüssel)



Otto Rank führt bei der Erörterung des Mythos vom Sündenfall („Völkerpsychologische Parallelen zu den infantilen Sexualtheorien“ in „Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung“, 2. Aufl. S. 74 ff) aus, daß Eva, so geheimnisvoll aus Adams Rippe erschaffen, in Wirklichkeit Adams Mutter war. Nach Rank haben wir die symbolische Sprache der Bibel umzukehren. Eva ist nicht von Adam geboren, sondern Adam von Eva. So ist Gott, der Vater, in seinem Rechtsbezirk, wenn er dem Adam die Annäherung an Eva verbietet. Adam bricht dieses Gebot, und die gesamte Ödipussituation erscheint so in der Bibel.

Wie immer das ist, jedenfalls verdient der erwähnte Widerspruch in der Schöpfungsgeschichte eine Erklärung. Die nun folgende Deutung stammt nicht von mir, wir finden sie fast überall, wo das Prinzip der Bisexualität eingeführt wird. Man kann Vers 27 des ersten Kapitels Genesis so verstehen, daß Gott den Menschen bisexuell erschaffen hat. Das unfruchtbare Nachgespenst Lilith kann unter diesem Gesichtspunkte als die erste Projektion der femininen Komponente angesehen werden. Die mittelalterlichen Mystiker sagen, daß Lilith genau 130 Jahre mit Adam gelebt habe. Die Gesamtlebensdauer Adams war 930 Jahre. Wenn wir die Nullen vernachlässigen, wie wir in Traumdeutungen zu tun gewohnt sind, kommen wir zu dem Resultat, daß Lilith bei Adam war, bis er das Mannesalter erreicht hatte — nach jüdischer Tradition 13 Jahre alt war.

Ich schlage also vor, mit dem Worte „Lilithneurose“ oder „Lilithkomplex“ den unbewußten Wunschkomplex jener Männer zu bezeichnen, die ihre eigene weibliche Komponente auf eine Frau projizieren, die keine Spur einer Mutterimago zeigt. Metapsychologisch möchte ich das Folgende über den Konflikt sagen:

Das biologische Prinzip der Bisexualität wird zum ersten Male psychisch, wenn wir Vater und Mutter als seine Repräsentanten erkennen. Ich nehme diese Meinung aus Freuds „Das Ich und das Es“. Dort heißt es (Bd. VI der Ges. Schr., S. 377): „Es könnte auch sein, daß die im Elternverhältnis konstatierte Ambivalenz durchaus auf die Bisexualität zu beziehen wäre...“ Später, wenn das Ich stark genug geworden ist, um sich als ein Individuum zu erkennen, das anders ist als alle Erscheinungen außer seiner selbst und als solches unabhängig, wenn es fühlt, daß alle psychischen Komponenten, was immer sie seien, zunächst einmal inwendig sind — dann kann die Ödipussituation nicht mehr ausreichen. Sie geht unter und weicht der zweiten Gestalt der Bisexualität: dem Kastrationskomplex. Während das Kind im Alter des Ödipuskomplexes seine Bi-

sexualität draußen erblickt, fühlt das Kind im Alter des Kastrationskomplexes seine Bisexualität innen: der Knabe seine Mädchen-, das Mädchen seine Bubenhaftigkeit. Kastrationsangst, Kastrationswunsch beim Knaben, die merkwürdige unbewußte Überzeugung des Mädchens, das auch sie einen Penis besitze, beruhen vermutlich auf einer unbewußten Erkenntnis der Bisexualität. Dieses Alter taucht bald in die Finsternis der Latenzperiode. Wir wissen noch nicht viel über die bisexuellen Vorgänge dieser Zeit. Wir erkennen aber die Wiedergeburt der Bisexualität in den Jahren der Pubertät, wenn der normale Jüngling seine weibliche Komponente in Gestalt eines weiblichen Objektes erkennt und liebt. Diese Projektion trägt immer die Spuren der vorangehenden Perioden und deren Ausganges. Alle Liebeserlebnisse hängen mit dem Elternerlebnis zusammen. Da aber dieses Erlebnis (Ödipus und Kastration) psychische Repräsentanz eines tieferen Prinzipes (des Prinzipes der Bisexualität) ist, kann man die unmittelbare Erkenntnis der biologischen Tatsache, Bisexualität genannt, nicht ausschließen: Lilith älter als Eva. (C. G. Jung lehrt die Annahme einer „Anima“ beim Manne und eines „Animus“ beim Weibe. Ich weiß nicht ganz sicher, was Jung unter diesen Begriffen versteht.)

Meiner Meinung nach wurde in der Psychoanalyse unter dem unmittelbaren Eindruck der Funde Freuds zu viel rationalisiert, zu viel Ursache und Wirkung in die psychische Dynamik hinein gedeutet. Wir glaubten in der kathartischen Zeit an die unmittelbare kausale Beziehung zwischen dem psychischen Trauma und dem neurotischen Symptom. Später glaubten wir eine Zeit lang, daß der Kastrationskomplex von den Drohungen der Erzieher erzeugt werde, daß der Penis abgeschnitten werden könnte. Wir lernten später, daß er immer da ist und also nicht abhängig vom zufälligen Erleben. Jeder Knabe fürchtet die Kastration als Vergeltung für seinen Wunsch, den Vater zu kastrieren. Alle diese rationalen Mechanismen treten in Erscheinung, verschieden nach den Graden der Verdrängung und der Reaktionsbildungen. Man sollte aber hinter dem logischen Dickicht die konstitutionelle Bisexualität nicht übersehen, die sich psychisch freilich niemals mehr von ihrer ersten Repräsentanz, der Mutter, losmachen kann, an sich jedoch unabhängig ist von dieser Repräsentanz.

Wir sehnen uns nach der Mutter, so lange wir leben. Mit dieser Sehnsucht verknüpft, vielleicht aber unabhängig von ihr, sehnen wir uns nach einer allgemeinen Repräsentanz unserer femininen Komponente, die manchmal aus uns hinausspringt und die Einheit der Persönlichkeit zerbricht, ähnlich dem Problem der Atomzertrümmerung. Unsere strikte Vater-Mutter-Kultur kann so etwas nicht brauchen. Vielleicht hat das Rätsel der Schö-

heit, die zerstörende Macht der Schönheit über manche Männer etwas mit diesem Problem zu tun. Die Vater-Mutter-Kultur kann auch übermäßige Schönheit nicht brauchen. Der mütterliche Typus zeigt niemals diese zerschmetternde Gewalt der Schönheit. Eva muß nicht unbedingt schön sein — Lilith ist schön. Wie erwähnt, erscheint sie jedermann so schön, als er sich irgend vorstellen kann. Andererseits hat sie keine Individualität. Die Lilithschönheit kann fabriksmäßig hergestellt und verkauft werden. Das geschieht in Hollywood und in den Reklamebildern für Seife und Zigaretten. Eine Frau mit Individualität kann nicht fabriksmäßig hergestellt werden.

Die Liebe für Lilith ist narzißtisch. Freud unterscheidet vier Formen narzißtischer Liebe. „Man liebt:

- a) was man selbst ist (sich selbst),
- b) was man selbst war,
- c) was man selbst sein möchte,
- d) die Person, die ein Teil des eigenen Selbst war.

Die Liebe für Lilith paßt am besten in die Formel d) und würde noch besser hinein passen, wenn man hinzufügen dürfte: „... ein Teil des eigenen Selbst war oder ist.“

Der Ödipuskomplex ist die älteste psychische Repräsentanz der Bisexualität, so viel wir von uns wissen. Die Präödispuszeit und ihre Beziehung zur Bisexualität ist von der Psychoanalyse noch nicht genügend aufgeklärt. Aber die biologische Bisexualität, die mit uns geboren ist, scheint den Mann viel, viel später, wenn die Traumata des Urdreiecks und des Kastrationsalters lange abgebaut sind, zu einer gewissen Ahnung zu führen, daß eine Lilith in ihm steckt, die älter ist als Eva.

Wenn wir darauf bestehen, den Lilith-Typ immer wieder in die Gestalt der Mutter zu pressen, benehmen wir uns vielleicht wie die Schriftgelehrten, die erklärten, eine der schönsten biblischen Dichtungen, Salomons Hohes Lied sei nicht zum Preise eines schönen Mädchens gesungen worden. Sie sagten, das Lied symbolisiere die heilige Stadt Jerusalem. Das Gedicht war in Gefahr zerstört zu werden, weil es in den Geist der heiligen Schriften nicht paßte. Erst als der Scharfsinn der Väter herausgebracht hatte, daß Sulamith, wenn man nur genau hinsah, die Mutter bedeutete, wurde die Dichtung freigegeben. Man darf erwarten, daß die Psychoanalyse von derartigen Widerständen frei sei.

Zur Problematik der Ehe

Von

Karen Horney

Warum ist eine gute Ehe so selten? Eine Ehe, die nicht die Entwicklungsmöglichkeiten des einen oder anderen Partners brach legt; eine Ehe, bei der nicht unterirdische Spannungen fühlbar in der Atmosphäre des Hauses mitschwingen, oder bei der diese Spannungen sich nicht zu einer mehr oder weniger wohlwollenden Indifferenz verdichtet haben? Ist die Institution „Ehe“ vielleicht unvereinbar mit bestimmten Gegebenheiten menschlichen Seins, am Ende nur eine Illusion, reif zum Fallen — oder sind wir „modernen“ Menschen besonders unfähig dazu, sie zu gestalten? Sprechen wir ihr oder uns selbst ein Armutszeugnis aus, wenn wir sie verurteilen? Warum ist so häufig die Ehe „der Tod der Liebe“ — ist das eine unabwendbare Gesetzmäßigkeit, der wir in dieser oder jener Form unterliegen müssen, oder treiben hier erkennbare, nach Inhalt und Stärke jeweils verschiedene, — vielleicht sogar vermeidbare? — Kräfte in uns ihr unheilvolles Spiel?

Flächenhaft gesehen sieht dies Problem sehr einfach und — sehr hoffnungslos aus: Das lange Zusammenleben mit einem und demselben Menschen führt notwendig zur Gewöhnung, zur Ermüdung, zur Abstumpfung in den allgemein menschlichen wie auch besonders in den sexuellen Beziehungen; daher sei ein allmähliches Versanden und Erkalten unvermeidlich. Van de Velde hat uns ein ganzes Buch voll wohlgemeinter Vorschläge geschenkt, wie insbesondere dem Unerfülltsein im Sexuellen abzuhelpen sei — wobei er nur das eine übersehen hat: daß er am Symptom kuriert, statt am Krankheitsprozeß. Denn alles dieses — daß die Ehe ihre Beseeltheit und ihren Glanz verliert durch das träge Einerlei der Jahre: alles dieses ist die Oberfläche.

Es ist nicht eigentlich schwer, die Kräfte zu sehen, die aus der Tiefe heraus wirksam sind — aber es ist unbehaglich, wie jeder Blick in die Tiefe unbehaglich ist. Man braucht nicht in der Werkstatt Freuds geschult zu sein, um sehen zu können, daß die Leere einer Ehe nicht einfache Ermüdung ist, sondern das Ergebnis von destruktiven Kräften, die heimlich in der Tiefe am Werk waren — und ihr Fundament unterhöhlt haben. Daß sie nur die Saat ist, die auf dem Boden von Enttäuschungen, Mißtrauen, Feindseligkeit, Haß aufgegangen ist. Diese Kräfte sehen wir nicht gern, be-

sonders nicht an uns selbst, weil sie uns unheimlich sind, und weil schon die bloße Einsicht sehr unbequeme Anforderungen an uns selbst voraussetzt und im Gefolge hat. Und dennoch: müssen wir eben diese Einsichten suchen und vertiefen, wenn wir uns ernstlich mit der Problematik der Ehe — von der psychologischen Seite her — auseinandersetzen wollen. Die kardinale psychologische Frage muß lauten: wie entsteht die Abneigung gegen den Ehepartner?

Da gibt es zunächst einige Gründe sehr allgemeiner Natur, fast zu banal, sie besonders auszusprechen. Sie liegen in unser Aller menschlicher Unzulänglichkeit. Davon sind wir an sich alle überzeugt, ob wir nun mit der Bibel sagen: wir sind allzumal Sünder — oder mit Mark Twain voraussetzen, daß wir alle partiell verrückt seien — oder sehr aufgeklärt diese Unzulänglichkeit als Neurose bezeichnen — wir pflegen dabei in der Regel nur eine Ausnahme zuzulassen: uns selbst. Wer hat schon jemanden, der sich zweifelnd die Heiratsfrage überlegt, sagen hören: in einem längeren Zusammenleben werde ich die und die unangenehmen Eigenschaften entfalten!? Diese Unvollkommenheiten — des Anders — treten nun in einem langen, engen Zusammenleben unvermeidlich in Erscheinung und setzen dann eine kleine Lawine in Bewegung, die sich automatisch vergrößert, wenn sie den Berg der Zeit hinunterrollt. Wenn etwa ein Mann an der Illusion seiner Selbständigkeit hängt, so wird er mit geheimer Erbitterung darauf reagieren, wenn er sich von der Frau stark beansprucht und gebunden fühlt. Die Frau spürt die geheime Auflehnung, reagiert mit einer geheimen Angst, ihn zu verlieren, und verstärkt aus dieser Angst heraus instinktiv ihre Forderungen an ihn. Der Mann reagiert darauf mit verstärkter Empfindlichkeit und Abwehr — — — und schließlich kommt eine beiden unerklärliche Gereiztheit zum Ausbruch, etwa bei dem Anlaß einer ganz nebensächlichen Verabredung. Jede vorübergehende Beziehung — ob nun auf der Basis von Prostitution, Flirt, Freundschaft oder Verhältnis — ist ihrer Natur nach einfacher, weil es sich hier relativ leicht vermeiden läßt, sich an den Ecken und Kanten des Anders wund zu stoßen.

Zu den im Durchschnitt gegebenen menschlichen Unvollkommenheiten gehört es ferner, daß wir uns nicht gern innerlich und äußerlich mehr anstrengen, als unbedingt erforderlich ist. Der Beamte auf Lebenszeit setzt in der Regel nicht seine letzten und besten Kräfte ein, weil ihm seine Stellung so wie so garantiert ist, und weil er nicht, wie der geistige oder körperliche Arbeiter, um seine Existenz oder sein Weiterkommen ringen muß. Das auf dem Standesamt gesetzlich oder auch ohne Standesamt moralisch verbrieft Anrecht auf Unterhalt, Lebensgemeinschaft, Treue und sogar sexuelle Be-

reitschaft ist daher — psychologisch gesehen — eine ungeheure Gefahr für die eheliche Situation und gibt ihr eine fatale Ähnlichkeit mit der des unkündbaren Beamten. Eine Erziehung zur Ehe gibt es bekanntlich so wenig, daß wir in der Regel nicht einmal wissen, daß wir zwar eine Verliebtheit geschenkt bekommen können, aber daß wir uns eine — gute! — Ehe Schritt für Schritt erarbeiten müssen. Und doch ist die Änderung unserer persönlichen Einstellung, im Sinne des inneren Verzichts auf Forderungen an den Partner — wohl gemerkt auf Forderungen, auf Ansprüche; nicht auf Wünsche, zu deren Realisierung wir unser Teil beitragen wollen — vorläufig der einzige Weg, um die gewaltige Kluft, die zwischen Gesetz und Glück klappt, zu überbrücken. Zu diesen allgemein gegebenen Schwierigkeiten treten nun im Einzelfall persönlichere hinzu, schwankend nach Vorkommen, Art und Intensität. Eine nicht enden wollende Reihe von Fallen, in denen die Liebe sich fängt und der Haß geboren wird. Wenig aussichtsvoll scheint das Unternehmen zu sein, sie aufzählen und beschreiben zu wollen. Einfacher und durchsichtiger vielleicht, wenn man sich bescheidet, einige große Gruppen herauszugreifen und zu umreißen.

Eine Ehe kann schon von Anbeginn unter einem ungünstigen Stern stehen, wenn wir nicht den „richtigen“ Partner gewählt haben. Wie ist es eigentlich zu verstehen — so muß man sich einmal fragen — daß bei der Wahl eines Menschen, mit dem man sein Leben teilen will, so oft ein ungeeigneter Partner gewählt wird? Was liegt hier eigentlich vor: mangelnde Kenntnis unserer eigenen Bedürfnisse? Mangelnde Kenntnis des andern? Vorübergehende Verblendung unter dem Druck eines Verliebtseins? Gewiß, alles das mag mitspielen; wesentlich indessen scheint mir, nicht zu vergessen, daß bei einer freiwilligen Heirat die Wahl im Durchschnitt nicht im ganzen „falsch“ ist. Etwas an dem Partner entsprach wirklich einer Erwartung in uns, etwas in ihm versprach wirklich die Erfüllung einer Sehnsucht, hat sie uns vielleicht sogar auch in der Ehe wirklich erfüllt. Wenn aber unser übriges Ich abseits steht und mit dem andern nicht viel gemein hat, so muß sich dieses Fremdsein in einer längeren Gemeinschaft unweigerlich störend zeigen. Der wesentliche Irrtum einer solchen Wahl liegt also darin, daß sie unter dem Gesichtspunkt einer isolierten Bedingung getroffen ist. Ein Impuls, ein Verlangen hat sich übermächtig in den Vordergrund gedrängt und hat alles andere abgeblendet. Das kann bei einem Mann etwa der unwiderstehliche Drang sein, eine Frau sein eigen nennen zu können, die von vielen anderen Männern auch umworben ist — eine besonders unglückliche Liebesbedingung, weil ja im extremen Fall der Reiz der Frau mit der Besiegung der andern Rivalen zunächst erlöschen muß

und nur durch neue Rivalen, die unwillkürlich gesucht werden, wieder angefacht werden kann. Oder es mag ein Partner darum als begehrenswert erscheinen, weil er oder sie alles zu erfüllen verspricht, was an verborgenem Geltungsstreben in uns wirksam ist, mag sich das nun auf der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder geistigen Ebene abspielen. Oder es mögen in einem andern Fall noch wirksame infantile Wünsche bestimmend zur Wahl sein. Ich denke da etwa an einen jungen, ungewöhnlich begabten und erfolgreichen Mann, in dem eine besonders starke Sehnsucht nach einer Mutter lebendig war — er hatte seine Mutter im Alter von 4 Jahren verloren — und der eine ältere, rundliche, mütterliche Witwe mit zwei Kindern heiratete, die im übrigen hinsichtlich geistigen Niveaus und Weite der Persönlichkeit ihm absolut fern stand. Oder an eine Frau, die mit 17 Jahren einen 30 Jahre älteren Mann heiratete, der in körperlichem und seelischem Habitus auffallend dem sehr geliebten Vater glich, der ihr auch trotz völlig fehlender sexueller Beziehung einige glückliche Jahr schenkte, bis sie dieser kindlichen Sehnsucht entwachsen war, sich innerlich entwickelte — und sich allein fand, gebunden an einen Mann, der trotz vieler liebenswerter Eigenschaften sie nicht viel anging. In allen diesen Fällen — und sie sind sehr zahlreich — bleibt zu viel in uns leer und unerfüllt; der Erfüllung folgt eine Enttäuschung. Nun schließt eine Enttäuschung noch nicht Abneigung in sich ein, aber sie wird zur Quelle einer Abneigung, sofern wir nicht ein — sehr seltenes — Talent zur Resignation haben, und sofern wir nicht durch eine Bindung auf solch schmaler Basis den Weg zu andern Glücksmöglichkeiten versperrt fühlen. Wir mögen sehr kultiviert und in unserm Triebleben sehr gebändigt sein — aber es liegt nun einmal in den Gegebenheiten menschlicher Natur, daß gegen einen Menschen oder eine Macht, die uns an der Erfüllung von vital wichtigen Strebungen hindern, in der Tiefe in uns eine Wut entsteht und wächst. Sie kann sich und wird sich meist ganz unbewußt einschleichen, aber sie wirkt — und wenn wir uns auch selbst gegen ihre Wirkungen verschließen, der andere wird es spüren, daß unsere Haltung ihm gegenüber kritischer, ungeduldiger oder nachlässiger wird.

Dieser Gruppe möchte ich eine andere anreihen, bei der weniger die Blendung durch eine allzu umschriebene Liebesbedingung zur Gefahr wird, als der Konflikt, der sich aus widerspruchsvollen Erwartungen ergibt. Wir halten uns im allgemeinen für einheitlicher in unseren Strebungen, als wir es wirklich sind, weil wir Widersprüche in uns instinktiv — oft nicht ohne Grund — als Gefahr für unsere Persönlichkeit oder unser Leben fürchten. Bei dem Menschen, der seelisch nicht im Gleichgewicht ist,

treten sie stärker in Erscheinung, aber es erscheint müßig, hier eine scharfe Grenze ziehen zu wollen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß solche inneren Widersprüche gerade auf dem Gebiet der Erotik am leichtesten und am stärksten in Erscheinung treten, denn auf anderen Lebensgebieten wie etwa Beruf, Gesellschaft zwingt uns die Realität des Lebenskampfes viel unnachgiebiger eine gewisse einheitliche, den jeweiligen Forderungen angepaßte Haltung auf. Auch für die Menschen also, die ihren Weg sonst sehr geradlinig gehen, liegt auf der Ebene der Erotik am ehesten die Versuchung, sie zu einem Tummelplatz für ihre widerspruchsvollen Träume zu machen. Und natürlich werden diese heterogenen Erwartungen dann auch in die Ehe hineingetragen.

Ich denke da als Prototyp für viele ähnliche Fälle an einen Mann, der — selbst zart, anschniegssam, etwas feminin — eine Frau heiratete, die ihm an Vitalität und Format weit überlegen war, und die einen ausgesprochen mütterlichen Typ darstellte. Es war eine echte und rechte Liebesheirat. Aber die Liebeswünsche dieses Mannes waren — wie so oft bei Männern — zwiespältig. Es zog ihn auf der andern Seite zu einer Frau, die leicht, kokett, anspruchsvoll war, die gerade alles das repräsentierte, was ihm die erste Frau nicht geben konnte. Und an diesem Dualismus der eigenen Wünsche ging die Ehe in Brüche.

Auch die sehr häufigen Fälle gehören hierher, daß jemand, der stark an die Familie gebunden ist, eine Frau wählt, die nach Rasse, Habitus, Interessenrichtung oder sozialem Niveau einen völligen Gegensatz zur eigenen Umgebung darstellt; der sich aber von der Fremdheit gleichzeitig auch abgestoßen fühlt und unwillkürlich anfängt, nach dem ihm verwandten Typ zu suchen.

Oder ich denke an Frauen, die im Grunde selbst sehr ehrgeizig sind, immer die Überlegene sein wollen, die aber ihre Ehrgeizträume nicht selbst zu verwirklichen wagen, sondern die Erfüllung dieser Wünsche vom Mann erwarten. Er soll etwas leisten, mehr sein als alle andern, soll berühmt und anerkannt sein. Es gibt gewiß Frauen, die mit der tatsächlichen Erfüllung solcher Strebungen von seiten des Mannes zufrieden sind; aber ebenso häufig geht die weitere Entwicklung einer derartigen Ehe so, daß die Frau gerade die Erfüllung nicht verträgt, weil ihr eigenes Machtstreben es auf die Dauer nicht erträgt, im Schatten des Mannes zu stehen.

Oder endlich Frauen, die aus einer eigenen, ihnen oft unbewußten, männlichen Haltung heraus einen femininen, zarten, schwächeren Mann wählen; in denen aber gleichzeitig das Verlangen lebt nach dem starken, brutalen Mann, der sie überwältigt, und die es dem Mann dauernd verargen, daß

er nicht beides darstellt, und ihn wegen seiner Schwäche im geheimen verachten.

Die Wege, auf denen aus solchen Konflikten heraus eine Abneigung gegen den Ehepartner wächst, sind verschieden. Wir können ihm verargen, daß er uns Wesentliches nicht gibt, wobei gleichzeitig das Gegebene zu etwas Selbstverständlichem, Bedeutungslosem herabsinkt, während das Vorenthaltene zu einem geradezu faszinierenden Ziel wird, grell beleuchtet von der Illusion, als sei es gerade das, wohin es uns „eigentlich“ drängte. Wir können ihm andererseits auch gerade die Erfüllung verargen, weil sie mit entgegengesetzten Strebungen in uns selbst unvereinbar ist.

In den bisherigen Überlegungen blieb die Tatsache im Hintergrund, daß die Ehe ja auch eine sexuelle Beziehung zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts ist. Gerade aus diesem Umstand aber können die tiefsten Quellen des Hasses entspringen, wenn das Verhältnis zum andern Geschlecht überhaupt gestört ist. Manches Mißgeschick in der Ehe sieht so aus und wird so empfunden, als ob es sich nur um Konflikte handelte, die gerade diesen individuellen Partner betreffen. Wir haben dann leicht die gefühlsmäßige Überzeugung, als könne uns Ähnliches mit einem andern Mann oder einer andern Frau nicht geschehen. Und übersehen dabei, daß vielleicht das Entscheidende an einer inneren Haltung gegenüber dem andern Geschlecht als solchem liegen kann, und sich — *mutatis mutandis* — gegenüber jedem andern Partner ähnlich abspielen würde. Mit andern Worten: von den Schwierigkeiten, die in der Ehe in Erscheinung treten, bringen wir oft oder sogar in der Regel den weitaus größten Teil aus unserer eigenen Entwicklung mit. Der Kampf der Geschlechter bildet nicht nur den großen Hintergrund Jahrtausende alten geschichtlichen Geschehens, sondern kann ebenso den Hintergrund bilden, auf dem sich die Kämpfe einer einzelnen Ehe abspielen. Das geheime Mißtrauen, das so oft in der einen oder andern Form zwischen Mann und Frau lebt, stammt meist nicht aus bösen Erfahrungen späterer Jahre, obgleich wir es gern von da abzuleiten geneigt sind, sondern wir bringen es schon aus der frühen Kindheit mit ins Leben hinein. Spätere Erfahrungen, wie wir sie im Pubertäts- und Nachpubertätsalter machen, sind im allgemeinen schon, ohne daß wir uns der Zusammenhänge bewußt wären, durch früher erworbene Haltungen bedingt.

Nur ein paar ganz allgemeine Bemerkungen, wie das zu verstehen ist. Es ist eine der grundlegenden und vermutlich nicht wieder wegzuwischenden Einsichten, die wir Freud verdanken, daß Liebe und Leidenschaft nicht erst in der Pubertät einsetzen, sondern daß schon das kleine Kind leiden-

schaftlich fühlen, wollen und begehren kann. Ja, daß es, weil es noch ungebrochen und ungehemmt ist, vermutlich diese Gefühle in einer ganz andern Intensität erlebt, als es uns als erwachsenen Menschen möglich ist. Nimmt man diese Grundtatsachen als gegeben an und denkt weiter an die Selbstverständlichkeit, daß wir — genau wie jedes Tier — unter dem großen Gesetz der gegengeschlechtlichen Anziehung stehen, so verliert die viel angefeindete Freud'sche Aufstellung des „Ödipuskomplexes“, den jedes Kind durchmacht, viel oder alles von ihrer Besonderheit und Fremdartigkeit.

Das Kind macht nun bei diesen frühesten Liebeserlebnissen typischer Weise unliebsame Erfahrungen von Versagungen, Enttäuschungen, Zurücksetzungen, ohnmächtiger Eifersucht; von Belogen-werden, Gestraft- und Bedroht-werden.

Von diesen ersten Liebeserfahrungen bleiben immer einige Spuren zurück, die sich in der späteren Beziehung zum andern Geschlecht auswirken. Sie sehen unübersehbar verschieden aus im Einzelfall, aber es scheint, als ob sich in den Verschiedenheiten der Haltungen der beiden Geschlechter einige Grundlinien erkennbar abhoben.

Beim Mann bleiben von der frühen Beziehung zur Mutter oft folgende Züge zurück: Einmal eine Scheu vor der verbotenden Frau. In den Händen der Mutter liegt ja in der Regel die Kleinkinderpflege, und so empfangen wir von ihr nicht nur die erste Wärme und Fürsorge und Zärtlichkeit, sondern auch die ersten Verbote. Es scheint sehr schwer zu sein, sich von diesen ersten Eindrücken ganz frei zu machen, und man hat oft den Eindruck, daß Spuren davon in fast jedem Mann lebendig bleiben, wenn man sieht, wie glücklich erleichtert sich Männer meist fühlen, wenn sie unter sich sind, ob nun auf der Basis von Sport, Klubs, Wissenschaft oder selbst Krieg. Erleichtert wie Schulbuben, die einer Aufsicht entronnen sind. Es ist verständlich, daß diese Haltung sich am stärksten der Ehefrau gegenüber wiederholt, die ja — mehr als andere Frauen — dazu berufen ist, den Platz der Mutter wieder einzunehmen.

Ein zweiter Zug, der eine noch nicht überwundene Bindung an die Mutter verrät, ist die Vorstellung von der „Heiligkeit“ der Frau, wie sie im Madonnenkultus ihren schönsten Ausdruck gefunden hat. Diese Vorstellung mag auch im realen Leben ihre sehr schönen Seiten haben, aber sie zeigt dort auch ihre gefährlichen Kehrseiten. Denn sie begreift in ausgeprägten Fällen in sich den Glauben, daß die Frau — die anständige, geachtete Frau — asexuell sei, daß man sie erniedrige und beschmutze, wenn man sich ihr mit sexuellen Wünschen näherte. Das aber hat zur weiteren Folge, daß man bei einer solchen Frau, auch wenn man sie sehr liebt, ein

volles Liebeserlebnis nicht finden kann, sondern die sexuelle Befriedigung nur bei einem erniedrigten Frauentyp, bei der Dirne (im weitesten Sinne) suchen wird. Im ausgeprägten Fall heißt das für die Beziehung zur Ehefrau, daß man sie zwar lieben und schätzen, aber nicht begehren kann, und daß man infolgedessen ihr gegenüber mehr oder weniger stark gehemmt sein wird. Eine solche Haltung wird zwar oft von der Frau bewußt als nicht störend empfunden, sofern sie nämlich selbst frigid ist, sie führt aber fast unvermeidlich zu geheimer oder offener Unzufriedenheit auf beiden Seiten.

Noch einen dritten Zug möchte ich in diesem Zusammenhang anführen, der mir charakteristisch für die Haltung des Mannes der Frau gegenüber scheint: es ist die Angst des Mannes, der Frau nicht zu genügen, die Angst vor ihren Ansprüchen im allgemeinen und vor den sexuellen im besonderen. Es ist das eine Angst, die ja zum Teil in biologischen Gegebenheiten wurzelt, insofern sich ja der Mann wirklich immer wieder vor der Frau beweisen muß, während die Frau, auch wenn sie frigid ist, verkehren, empfangen und gebären kann. Aber auch diese Angst hat, ontogenetisch gesehen, ihren Ursprung in der Kindheit, wo der kleine Knabe sich zwar schon als kleiner Mann fühlt, aber doch fürchten muß, in seiner Männlichkeit eine gar zu lächerliche Figur zu machen, und in seinem Selbstgefühl nur allzuoft verletzt wird, wenn sein kindliches Liebeswerben ausgelacht und verspottet wird. Spuren dieser Unsicherheit bleiben öfter zurück, als man annimmt, oft versteckt hinter einer Überbetonung der Männlichkeit als Wert an sich, verraten sich aber in dem ewig schwankenden Selbstgefühl des Mannes der Frau gegenüber. In der Ehe kann sich eine verbliebene Empfindlichkeit etwa gegenüber jeder Versagung von seiten der Frau störend äußern: wenn sie nicht nur für ihn da ist, wenn für ihn nicht das Beste gerade gut genug ist, wenn es ihm nicht gelingt, sie sexuell zu beglücken — alles das wird und muß den innerlich unsicher verbliebenen Mann als schwere Kränkung seines männlichen Selbstgefühls treffen und in ihm instinktiv Gelüste erwecken, seinerseits die Frau in ihrem Selbstgefühl zu erniedrigen.

Diese wenigen Beispiele — ausgewählt unter dem Gesichtspunkt, etwas für den Mann Spezifisches herauszugreifen — mögen genügen, um zu zeigen, wie bestimmte Haltungen gegenüber dem andern Geschlecht schon in der Kindheit erworben sein können und sich dann in späteren Beziehungen, vor allem in der Ehe, relativ unabhängig von der Person des Partners, zwangsmäßig zeigen müssen. Je weniger derartige Haltungen im Laufe der Entwicklung überwunden sind, desto mehr muß sich der Mann gerade der Ehefrau gegenüber in einer unbehaglichen Situation fühlen, deren tatsächli-

ches Vorhandensein seinem Bewußtsein oft, deren Quellen ihm stets verborgen bleiben. Die Reaktion darauf kann sehr verschieden sein: es kann zu Spannungen und Konflikten innerhalb der Ehe führen, von einem tief verborgenen Groll bis zum offenen Haß; es kann dazu führen, daß er eine Entlastung sucht und findet entweder in der Arbeit oder in Männergesellschaft oder bei anderen Frauen, deren Ansprüche er nicht fürchtet, denen gegenüber er sich nicht durch Verpflichtungen aller Art bedrückt fühlt. Wie wir es denn immer wieder beobachten können, daß die Bindung an die Ehefrau sich im Guten und Bösen als die stärkere erweist, daß aber häufig die Beziehung zu einer anderen Frau trotzdem die entspannendere, gelöstere und beglückendere ist.

Von den Schwierigkeiten, die die Frau aus ihrer Entwicklung als Danaërgabe in die Ehe mitbringt, möchte ich nur eine erwähnen: die Frigidität. Ob sie an sich so wichtig ist, bleibe dahingestellt, aber sie ist ein Indikator dafür, daß etwas in der Beziehung zum Mann nicht stimmt. Sie ist allemal — abgesehen von ihren individuell wechselnden Inhalten — ein Ausdruck der Ablehnung des Mannes. Entweder des bestimmten Mannes oder des Mannes überhaupt. Die Statistiken über die Frigidität gehen sehr weit auseinander und scheinen mir zudem prinzipiell unzuverlässig zu sein, teils weil sich die Gefühle qualitativ überhaupt nicht statistisch erfassen lassen, teils weil schwer abzuschätzen ist, wieviele Frauen hinsichtlich ihrer sexuellen Empfindungsmöglichkeiten in der einen oder anderen Richtung einer Selbsttäuschung unterliegen. Nach meinen Erfahrungen möchte ich annehmen, daß insbesondere leichtere Formen der Frigidität häufiger sind, als die direkten Angaben von Frauen es erwarten lassen.

Wenn ich sagte, die Frigidität sei stets ein Ausdruck für eine Ablehnung des Mannes, so denke ich dabei nicht an eine sichtbar in Erscheinung tretende Männerfeindschaft. Diese Frauen können im Habitus, in der Kleidung, auch in der Art sich zu geben sehr weiblich sein; sie können den Eindruck hervorrufen, daß ihr Leben nur „auf Liebe eingestellt“ ist. Gemeint ist etwas viel Innerlicheres, dieses: daß sie nicht wirklich lieben, sich nicht wirklich hingeben können, sondern selbst eigene Wege gehen oder den Mann fortreiben durch Eifersucht, Ansprüche, Langeweile, Nörgeleien.

Wie entsteht diese Haltung? Man ist zunächst geneigt an die Sünden der bisherigen Mädchenerziehung zu denken mit ihrem Druck von Sexualverboten, mit ihrer Absperrung vom Mann, die es unmöglich machte, ihn in einem natürlichen Licht zu sehen, so daß er entweder als Held oder als Ungeheuer erschien. Indessen zeigen Tatsachen und Überlegungen, daß das in dieser Form zu äußerlich gedacht ist; die Tatsache vor allem, daß ein

stärkerer Druck in der Mädchenerziehung keineswegs parallel geht mit einem Ansteigen der Frigidität — und die Überlegung, daß die menschliche Natur, da wo es um elementare Dinge geht, sich noch nie durch Verbot oder Zwang wesentlich verändert hat.

Vielleicht gibt es im letzten Grunde überhaupt nur einen Faktor, der stark genug ist, uns von der Befriedigung vitaler Bedürfnisse zurückzuschrecken: die Angst. Wollen wir ihre Entstehung und Entwicklung verstehen — soweit sie eben ontogenetisch zu verstehen ist — so müssen wir uns die typischen Tribschicksale der weiblichen Kindheit näher ansehen. Es gibt da allerhand Momente, die geeignet sind, dem kleinen Mädchen die weibliche Rolle gefährlich erscheinen zu lassen und sie ihm damit zu verleiden. Die typischen frühen Kinderängste lassen in ihrer durchsichtigen Symbolik den zugrunde liegenden Sinn leicht erraten. Was anders sollen denn Ängste vor Einbrechern, Schlangen, wilden Tieren, Gewittern bedeuten, als eben die weibliche Angst vor etwas Übermächtigem, das überwältigen, eindringen und zerstören kann?! Dazu kommen Ängste im Zusammenhang mit dem instinktiv schon früh vorausgespürten Schicksal der Mutterschaft: halb Angst, dieses geheimnisvoll Furchtbare einmal zu erleben; halb Angst, es vielleicht nie erleben zu dürfen.

Das kleine Mädchen flüchtet aus diesem Unbehagen typischer Weise in eine gewünschte oder phantasierte männliche Rolle. Mehr oder weniger deutliche Züge davon kann man bei 4—10jährigen leicht beobachten. Vor und in der Pubertätszeit pflegen die oft sehr lärmend auftretenden bubenhaften Geberden zu verschwinden, um einer weiblichen Haltung Platz zu machen. Es können aber stärkere störende Reste unter der Oberfläche bestehen bleiben und aus der Tiefe heraus in verschiedenen Formen wirksam werden: als Ehrgeiz, als Trieb zum Herrschen, als Ressentiment gegen den Mann, der es in allem besser habe, als Kampfhaltung gegen den Mann, etwa im Sinn des erotischen Anziehens und Versagens, schließlich als Behinderung oder Unmöglichkeit, sich vom Mann beglücken zu lassen.

Aus dieser — natürlich nur sehr grob schematisch skizzierten — Entstehungsgeschichte der Frigidität wird gleichzeitig verständlich, daß — für die Ehe als Ganzes betrachtet — ihre Hintergründe, wie sie in der Gesamthaltung zum Mann zum Ausdruck kommen müssen, bedenklicher sind als das Symptom an und für sich, dem — als einfacher Entgang an Lust betrachtet — so viel Bedeutung vielleicht nicht zukäme.

In den weiblichen Funktionen, die bei einer derartigen ungünstigen Entwicklung gestört zu sein pflegen, gehört in der Regel auch die Mutterschaft. Auf die mannigfachen körperlichen und seelischen Formen solcher

Störungen möchte ich hier nicht eingehen, sondern mich auf die eine Frage beschränken, ob durch das Kind eine an sich gute Ehe gestört werden kann. Man hört diese Frage oft in der apodiktischen Form, ob durch Kinder eine Ehe gefestigt oder gelockert werde. Sie ist indessen in dieser allgemeinen Form unfruchtbar gestellt, weil die Antwort völlig abhängig ist von der inneren Struktur der jeweiligen Ehe. Meine eingengtere Fragestellung dagegen lautet: kann eine bis dahin gute Beziehung der Ehegatten zueinander durch die Ankunft eines Kindes Schaden leiden?

Obgleich diese Folge biologisch so widersinnig erscheint, kann sie sicher unter bestimmten psychischen Konstellationen eintreten. So kann z. B. für einen Mann, der noch starke unbewußte Bindungen an die Mutter hat, die Frau durch die Mutterschaft so stark zu einer Muttergestalt werden, daß eine erotische Annäherung ihm zur völligen Unmöglichkeit wird. Eine solche Wandlung der Haltung kann sich für das Bewußtsein begründen in der Einbuße an Schönheit, die die Frau durch Schwangerschaft, Geburt und Nähren erlitten hat — wie man sich eben Gefühle oder Hemmungen, die aus uns unverständlichen Tiefen in unser Leben hinaufgreifen, irgendwie rationalisierend zugänglich zu machen sucht.

Der entsprechende typische Fall bei einer Frau hat zur Voraussetzung, daß sich durch bestimmte Verschiebungen in der Entwicklung die ganze weibliche Sehnsucht auf das Kind konzentriert hat, so daß sie auch im Mann nur das Kind liebt; das Kind, das er selbst für sie darstellt, und das Kind, das er ihr schenken soll. Bekommt solch eine Frau nun wirklich ein Kind, so wird der Mann für sie überflüssig, ja mit seinen Forderungen lästig.

So kann unter bestimmten psychischen Bedingungen also auch das Kind zu einer Quelle der Entfremdung oder der Abneigung werden.

Ich möchte hier vorläufig abschließen, obgleich ich wichtige Konfliktmöglichkeiten, wie sie etwa aus einer latenten homosexuellen Haltung entspringen, nicht einmal gestreift habe. Die größere Vollständigkeit würde zu den prinzipiellen Gesichtspunkten, die sich mit aus den psychologischen Einsichten ergeben, nichts hinzufügen können.

Mein Ausgangspunkt ist also dieser: das, was wir üblicher Weise für das Brüchigwerden einer Ehe verantwortlich machen: die Abstumpfung oder das Dazwischentreten eines Dritten stellt schon eine Folge, einen Ausgang dar von einem Prozeß, der — uns selbst meist unbemerkt bleibend — allmählich eine Abneigung gegen den andern wachsen läßt. Die Quellen dieser Abneigung haben viel weniger, als wir denken, mit den störenden Eigenschaften des Ehepartners zu tun, als mit den ungelösten Schwierigkeiten, die wir aus unserer eigenen Entwicklung in die Ehe hineinbringen.

Die Ehe als fragwürdiges Problem ist demnach weder gelöst durch Ermahnungen zur Pflicht und zum Verzicht, noch durch das Anpreisen einer uneingeschränkten Triebfreiheit. Das eine will uns heute nicht mehr recht sinnvoll erscheinen, mit dem andern ist unserm Glücksverlangen offenbar schlecht gedient, — ganz abgesehen davon, daß zu befürchten ist, daß dabei die besten Werte verloren gingen. Die Frage muß vielmehr ganz sachlich heißen: welche von den Momenten, die zur Abneigung gegen den Ehepartner führen, sind zu vermeiden, welche zu verringern, welche zu überwinden? Vermeidbar sind, wenigstens der Intensität nach, allzusehr klaffende Dissonanzen in der Entwicklung — und man kann mit guter Begründung behaupten, daß die Chancen einer Ehe abhängig sind von dem Grade an seelischer Ausgeglichenheit, den beide Teile sich schon vorher erworben haben.

Ein großer Teil der Schwierigkeiten scheint unvermeidbar. Es dürfte z. B. in der menschlichen Natur liegen, Erfüllungen zu erwarten, die uns geschenkt werden, anstatt sie uns erarbeiten zu wollen; eine innerlich gute, und das heißt wesentlich: angstfreie Haltung der Geschlechter zueinander dürfte ein ewig unerreichbares Ideal bleiben. Ebenso müssen wir widerspruchsvolle Erwartungen in uns in gewissem Umfang als zu unserer Natur gehörig anerkennen und damit die Unmöglichkeit, sie alle in einer Ehe erfüllen zu können. Unsere Haltung zum Verzicht wird verschieden sein, je nach der Stelle, an der der Pendelschlag der Geschichte uns gerade trifft. Die Generationen vor uns haben allzu viel an Triebverzicht gefordert — wir unsererseits haben die Neigung, uns davor übermäßig zu fürchten. Ein Optimum zu finden zwischen Verzicht und Gewähren, zwischen Triebeinschränkung und Triebfreiheit scheint das — für die Ehe wie für jede andere Gemeinschaft — eigentlich erstrebenswerte Ziel zu sein. Der eigentliche, die eheliche Gemeinschaft wirklich bedrohende Verzicht ist aber nicht der, den die uns fühlbaren Mängel des Partners uns auferlegen. Wir würden ihm schließlich verzeihen, daß er uns nicht mehr geben kann, als die Schranken seiner Natur zulassen — wenn nicht, ausgesprochen oder unausgesprochen, die die Atmosphäre nur zu leicht vergiftende Forderung daneben stände, nun auch auf das anderweitige Suchen und Finden von Sättigung der Möglichkeiten in uns, die er in uns brach und unbebaut liegen läßt, nicht nur der erotischen — zu verzichten. Mit anderen Worten: wir müßten die Absolutheit der monogamen Forderung in der Ehe ernsthaft revidieren, indem wir sie auf Ursprung, Wert und Gefahren unbefangen nachprüfen.

Zur Konstitutionsumstellung

Von

Heinrich Meng

Aus dem Vortrag, den Dr. Heinrich Meng (Frankfurt a. M.) im Mai 1931 auf dem VI. Allgemeinen Ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Dresden über „Konstitutionsumstellung durch Arznei, Hormon, Psyche“ hielt, geben wir hier zwei Bruchstücke wieder. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auch darauf, daß der Bericht über den ganzen Kongreß vor kurzem in Buchform (ebenso wie die Berichte über die fünf vorangegangenen Kongresse) im Verlage Hirzel in Leipzig erschienen ist.

Die Untersuchungen und Beobachtungen, mit bestimmten Arzneistoffen Angst hervorzurufen und Angst zu bekämpfen, lassen es durchaus möglich erscheinen, daß bei gründlicher Kenntnis der chemischen Vorgänge, die die Angst erregen, begleiten oder fixieren, später eine somatische Angsttherapie ausgebaut werden kann. Die Libidolehre Freuds hat diesen Gesichtspunkt schon vor 30 Jahren berücksichtigt, als Freud für eine ferne Zukunft die Hoffnung aussprach, daß, wenn die chemischen Triebquellen einmal bekannt und in ihrer Zusammensetzung genau durchforscht seien, der Nutzen für die Kenntnis und die Heilung der Neurosen ein ungeheurer sein müßte! Ging doch Freud davon aus, die Neurosen mit den Endotoxikosen zu vergleichen. Klar tritt seine Stellung in der „Selbstdarstellung“ — 1925 veröffentlicht — hervor: „So wurde ich dazu geführt, die Neurosen ganz allgemein als Störungen der Sexualfunktion zu erkennen, und zwar die sogenannten Aktualneurosen als direkten toxischen Ausdruck, die Psychoneurosen als psychischen Ausdruck dieser Störungen. Mein ärztliches Gewissen fühlte sich durch diese Aufstellung befriedigt. Ich hoffte, eine Lücke in der Medizin ausgefüllt zu haben, die bei einer biologisch so wichtigen Funktion keine anderen Schädigungen als durch Infektion oder grobe anatomische Läsion in Betracht ziehen wollte. Außerdem kam der ärztlichen Auffassung zugute, daß die Sexualität ja keine bloß psychische Sache war. Sie hatte auch ihre somatische Seite, man durfte ihr einen besonderen Chemismus zuschreiben und die Sexualerregung von der Anwesenheit bestimmter, wenn auch unbekannter Stoffe ableiten. Es mußte auch seinen guten Grund haben, daß die echten, spontanen Neurosen mit keiner anderen Krankheitsgruppe so viel Ähnlichkeit zeigen wie mit den Intoxikations- und Abstinenzerscheinungen, hervorgerufen durch die Einfüh-

rung und die Entbehnung gewisser toxisch wirkender Stoffe oder mit dem M. Basedowii, dessen Abhängigkeit vom Produkt der Schilddrüse bekannt ist.“

Bereits Forscher wie Erb und Curschmann hatten auf die Verbindung zwischen pathologischer Angst und Sexualität hingewiesen. Neuerdings zeigte vor allem Reich, daß die Symptomatologie der Angstneurose sich im wesentlichen mit der vasomotorischen Neurose deckt. Sein Vergleich mit der Nikotinvergiftung und der Angina pectoris legt es nahe, daß die Angst der Aktualneurotiker eine Begleiterscheinung einer bestimmten Form vegetativer Irritation ist. Er sieht also in Störungen der inneren Sekretion die somatische Grundlage der Angstneurosen¹.

In diesem Zusammenhang interessiert es auch, auf was Speranski kürzlich hinwies:

„Bei Emotionen der Angst im Blute tritt Methyl-Guanidin auf, eine giftige Substanz, die, wie durch weitere Untersuchungen von Paton festgestellt ist, unter dem Einflusse des Sekrets der Parathyreoidea in das für den Organismus unschädliche Kreatin verwandelt wird.

Durch Versuche an (zahmen und wilden) Ratten ist deutlich gezeigt worden, daß sie bei der Exstirpation der Gl. parathyreoidea unter dem Einflusse der Angst desto schneller zugrunde gehen, je weniger sie zahm sind (d. h. je mehr sie der Angstemotion unterliegen, und je reichlicher in ihrem Organismus das Methylguanidin sich bildet).

In welchen Organen bei der Angstemotion das Methylguanidin sich bildet, ist nicht festgestellt. Augenscheinlich bildet es sich in dem Organ, welches in dem System der Hormonbildner sich als Antagonist der Parathyreoidea erweist.

Das Methylguanidin besitzt an sich vielleicht keine emotiogenen Eigenschaften, aber es fragt sich, ob nicht sein Auftreten im Blute von der Veränderung der chemischen Zusammensetzung irgendeines Inkretes zeugt, welches in einem gewissen Organ produziert wird, wobei in diesem Organ auch emotiogene Substanzen bereitet werden, als Produkt deren weiterer Spaltung eben das Methylguanidin auftritt.“

Für das psychische Problem der Arzneiwirkung sind auch Beobachtungen, auf die vor allem Mohr in letzter Zeit immer wieder hingewiesen hat, bemerkenswert. Er sagt in seinen „Psycho-physischen Behandlungsmethoden“:

„Cloetta hat Tiere, die durch chemische Substanzen und auf psychischem Wege aufgeregt waren, narkotisieren lassen und dabei gefunden, daß größere Quantitäten des Narkotikums benötigt wurden, daß aber außerdem auch trotz der fehlenden Narkose das Hirn eher mehr von dem Narkotikum enthielt als unter gewöhnlichen Umständen. Bleuler schließt aus diesen und ähnlichen Erfahrungen dasselbe, was wir inzwischen auch durch die Untersuchungen Heyers und Langheinerichs wissen, nämlich, daß unser Zentralnervensystem, respektive die Psyche, auch aus der chemischen Umgebung nicht nur das ausliest, was ihr paßt, sondern auch die Stoffe verschieden verwen-

1) In meiner Arbeit „Angstneurose und Sexualeben“ (Deutsche Ärzte-Zeitung Nr. 176, 1929) sind diese Fragen eingehender behandelt.

det, sie evtl. in einem chemischen Bilde ausgedrückt, je nach den Umständen an verschiedene Moleküle angliedern kann. Wenn die Psyche nicht schlafen will, so hält sie sich ein Narkotikum, das im Blute kreist, so lange als möglich vom Leibe, resp. läßt es nicht so leicht zur Wirkung kommen. Seine Meinung, es müsse einen Mechanismus geben, der je nach der Stimmung die Wirkung eines Nervenmittels umkehren könne, ist sicher zutreffend, wie jeder einigermaßen klar beobachtende Arzt häufig genug zu konstatieren Gelegenheit hat. So wird ja z. B. ein Mensch, der ohnedies in Wut ist, durch den Alkohol nicht besserer Stimmung, sondern häufig noch wütender, so bewirkt manchmal Morphinum bei sensiblen Menschen keine Beruhigung, sondern vermehrte Erregung.“

Interessant ist, wie Shakespeare die Pharmakodynamik eines Giftstoffes beschreibt. In „Romeo und Julia“ sagt Lorenzo zu Julia:

„Nimm dieses Fläschchen dann mit dir zu Bett
Und trink den Kräutergeist, den es verwahrt,
Dann rinnt alsbald ein kalter, matter Schauer
Durch deine Adern und bemeistert sich
Der Lebensgeister; den gewohnten Gang
Hemmt jeder Puls und hört zu schlagen auf.
Kein Odem, keine Wärme zeugt vom Leben.
Der Lippen und der Wangen Rosen schwinden
Zu bleicher Asche; deiner Augen Vorhang
Fällt, wie wenn Tod des Lebens Tag verschließt.
Ein jedes Glied, gelenker Kraft beraubt,
Soll steif und starr und kalt wie tot erscheinen.
Als solch' ein Ebenbild des dürrn Todes
Sollst du verharren zweiundvierzig Stunden
Und dann erwachen, wie vom süßen Schlaf.“

Wegen der Kürze der Zeit können die vielen Probleme einer noch zu schaffenden „Pharmakopsychoanalyse“ (Schilder) und einer „Psychopharmakologie“ hier nicht weiter behandelt werden. Hartmann hat in seinen Arbeiten über Kokainismus und Homosexualität darauf hingewiesen, daß eine stärkere homosexuelle Komponente einen dispositionellen Faktor zur Kokainsucht abgibt, aber andererseits auch, daß der chronische Kokaingenuß bei einer Reihe von Fällen die Libido im Sinne der Inversion verändert. Wie Schilder vermutet, dürfte jede psychische Giftwirkung spezifisch sein. Es ist noch festzustellen, welche Systeme von den einzelnen Giften getroffen werden. Zu beachten sind die Versuche mit Banisterin und Atropin (Römer) bei chronischer Enzephalitis, mit Meskalin, Mangan, Schwefel bei Schizophrenien. Wagner-Jaureggs Paralysebekämpfung durch Malariaimpfung gab 1887 den Grundstein für die somatische Psychosentherapie.

Eine Quelle der Anregung zu späteren Forschungen sind die Beobachtungen psychischer Reaktionen bei Prüfungen von Arzneistoffen am Gesunden und bei Arzneimittelvergiftungen. Zahlreiche Forscher z. B. Pohlisch

sehen folgende Zusammenhänge: Den Arzneimittelvergiftungen ist gemeinsam das Erhaltenbleiben des Persönlichkeitsbewußtseins, eine Ausnahme machen u. a. Haschisch und Meskalin. Der Kreis der psychischen Reaktionsformeln bei Arzneimittelvergiftungen läßt sich nicht über die Gruppe der exogenen Prädislektionstypen hinaus erweitern. Überschneidungen mit endogenen Symptomenbildern, wie paranoiden, manischen, katatonen, vereinzelt auch vielleicht depressiven, sind als Komplikationen aufzufassen. Die Frage, ob die psychischen Reaktionsformen spezifischen Charakter tragen, wird nur für einige Zustandsbilder bejaht. Hierher gehören der Alkoholrausch und die Narkose der Inhalationsanästhetika, die Meskalin- und Haschischvergiftungen.

*

Die Anerkennung der energetischen Betrachtungsweise alles Geschehens im gesunden und kranken Organismus erleichtert uns den Einblick in jene Vorgänge, die durch den psychischen Anstoß ausgelöst werden. Im Verlauf der psychoanalytischen Behandlung erlebt man nicht selten, daß der hormonale Habitus männlicher und weiblicher Patienten sich umstellt, oder daß die seit Jahren bestehende Krankheitsbereitschaft für Infektionen und das Festhalten an psychisch überlagerten körperlichen Störungen gelockert wird. Die Wirkung, die von Vorstellungen, Gedanken, Affekten ausgeht, beeinflußt die Konstitution und weckt latente Energien oder versetzt aktivierte Energien in Latenz.

Im Laufe der hoch differenzierten, geirnilichen und seelischen Entwicklung des Menschen sind zahlreiche automatische Vorgänge für Gesunderhaltung und Abwehr gestört und durch bewußte Vorgänge beeinflusbar geworden. Die Unterschicht der für archaisch psychisches Geschehen nötigen körperlichen Apparate ist überbaut von später erworbenen; entsprechend hat die Großhirnrinde sich immer mehr differenziert und allmählich den Hirnstamm überlagert. Aus dem biologischen Unterbau psychischer Elemente hat sich die „Tiefenperson“ und die „Corticalperson“ heraus entwickelt. Die seelischen Funktionen sind an Großhirnrinde und Hirnstamm gekoppelt, in letzterem wurzeln alle Elemente verfeinerter intellektueller und gemüthlicher Entwicklung. Die Reaktionsbereitschaft auf körperliche und seelische Reize ist eine Seite der Erregbarkeit; dies ist sowohl Ausdruck eines seelischen Zustandes als auch Funktion des vegetativen Nervensystems und des hormonalen Apparates. Jedenfalls regulieren die vegetativen Zentren, die man als „vegetatives Gehirn“ bezeichnet, die wichtigsten Lebensvorgänge und Abwehrfunktionen. Das Lebensgefühl, die Stimmung, das Triebleben, die Affektivität, Temperament und Charakter, aber auch die Anfälligkeit für

Infektion, Neigung zu Ulcera und Carcinomen, Wundheilung und Narbenbildung sind abhängig von dem von der Psyche — nur vom Unbewußten — regierten vegetativen Nervensystem. Die zellulären Stoffwechselvorgänge sind abhängig von dem „vegetativen Gehirn“ und seinen Nerven — alte automatische Abläufe sind in lockerem und engerem Zusammenhang mit Vorgängen im Großhirn, mit bewußten Funktionen. Das vegetative System übermittelt dem Großhirn fortlaufend die „Stimmung“ der Zellen, der Organe und des Organismus, die lustvollen und unlustvollen Lebensgefühle. Die Persönlichkeit wurzelt im Vegetativen. Der körperlichen und seelischen Reife des Menschen entspricht die optimale Leistungsfähigkeit und Intaktheit der Psyche, des vegetativen Nervensystems und der Inkretorgane, somatisch und tonisch.

Das gesamte Soma steht unter der Herrschaft der Psyche, vor allem die Leistung des gesamten Nervensystems. Das Erleben einer Erkrankung ist nicht selten entscheidender als der somatische Prozeß der Erkrankung. Der nachträgliche Gehorsam gegenüber der Erkrankung ist oft so einschneidend für das weitere Lebensschicksal des Menschen, daß Prognose, Diagnose und Therapie für spätere Erkrankungen unter dem Zeichen der früheren Erkrankung stehen.

Freud hat den Weg erschlossen zu einer umstellenden Therapie vom Seelischen aus. Die psychotherapeutischen Methoden, die das Unbewußte berücksichtigen und therapeutisch benutzen, in erster Linie die Psychoanalyse, versuchen die Tätigkeit des seelischen Motors zu regulieren, weil von ihm der Hauptantrieb zum Gesundbleiben, Krankwerden, Krankbleiben und Wiedergesundwerden ausgeht. Er wirkt unmittelbar auf das vegetative Gehirn, auf das endokrine hormonale System, das Großhirn und die Erfolgsorgane. Die Psychoanalyse als Therapie versucht, günstige Heilungsbedingungen für die Krankheit und prophylaktische Abwehrmaßnahmen für spätere Erkrankungen herzustellen. Alle seelischen Heilmethoden, die in den letzten 30 Jahren wissenschaftlich ausgebaut wurden, hängen mit der Freudschen Forschung zusammen. Seine Ergebnisse und eine Reihe von Forschungen, die sich an Freud anschließen, lassen die Tragweite seiner Ideen für alle Zweige der Medizin erkennen, manches erst ahnen. Jeder Arzt, der Kranke umstimmen will, muß sich um die Grundlagen der seelischen Hygiene und der seelischen Therapie kümmern, des Kranken wegen und seiner selbst wegen. — Die Quelle wird Freud sein.

Die Ursache oder der psychische Überbau zahlreicher Leiden, die als organisch diagnostiziert werden, ist nicht selten in Konflikten im Seelenleben des Patienten zu suchen. Das Problem der Angst ist ein

Zentralproblem der Umstimmungstherapie, Angst, Schuldgefühl, Strafbedürfnis, Krankheitsgewinn als Ausdruck innerer Konflikte werden an der Zelle, am Zellverband, am Organ, am Organsystem und am ganzen Menschen zum Austrage gebracht. Die Symptome, die die Angst auslöst, das wechselnde Bild der Angstäquivalente muß gekannt sein, damit der Arzt durch den Patienten nicht verführt wird, organisch zu behandeln, wo es sich gerade darum dreht, eine Organbehandlung zu vermeiden. Der Arzt muß allmählich die „Organsprache“ verstehen, übersetzen und auflösen. Was jemand aus seinem Diabetes, aus seiner Tuberkulose, aus seinem Unfall und aus dem, was man Konstitution nennt, macht, hängt in hohem Maße ab von seiner seelischen Reife oder Unreife und von der Fähigkeit und Erfahrung seiner Ärzte. Die Sprache hat nicht instinktlos „Haß“ und „häßlich“, „Liebe“ und „lieblich“ aus einem Stamm gebildet. Auch außerhalb der Psychoanalyse versteht man es, wenn Analytiker darauf hinweisen, daß Menschen sich unter der seelischen Behandlung hormonal ändern und schöner werden, wenn Verkrampfungen, Hemmungen, destruktive Aggressionstendenzen gelöst werden, wenn der Patient lernt, einem ichgerechten Ziel nachzustreben, die Fähigkeit zur Aufmerksamkeit und Konzentration wieder auszunutzen, ein Stück Narzißmus in Schaffen und sozial brauchbare Leistung umzuwandeln. Wie das psychobiologisch zustande kommt, wissen wir im einzelnen nicht. Wir vermuten, daß der Inkretapparat durch den seelischen Einfluß umgestellt wird, daß die „Tiefenperson“ das vegetative Nervensystem und das vegetative Betriebsstück der Zelle umstimmt. Diese Annahme macht eher verständlich, weshalb z. B. Rhythmus, Dauer und Stärke der Menses so stark von der Psyche abhängig sind, weshalb Triebkonflikte, Infantilismen und Nachwirkung früherer Geschehnisse so entscheidend die männliche Potenz und den Orgasmus der Frau beeinflussen.

Aus den Erfahrungen der psychoanalytischen Therapie lassen sich für das Problem der Umstimmung einige allgemeine Formulierungen ableiten, aus denen ich folgende heraushebe, ohne sie näher zu begründen oder zu erklären:

1) Der Genesungswunsch und der organische Krankheitsgewinn sind vorwiegend abhängig von unbewußten Konstellationen.

2) Die autoritativen Erziehungspersonen, meist die Eltern, leben in der Ich- und Gewissensbildung des Heranwachsenden, vor allem auch in seinem Gesundheitsgewissen weiter, sie formen einen wesentlichen Anteil des Gesundheitswillens und lassen den Kranken bei dem Versuch, gesund zu werden, unbewußt die Herstellung einer frühkindlichen Triebssituation

statt der Gesundheit des reifen Menschen erstreben. Dies bringt ein Stück Erklärung dafür, daß die Wirksamkeit eines therapeutischen Eingriffs oft fast unabhängig von der Eigenart dieses Eingriffs, Arznei, Messer, Wort ist, sondern wesentlich von den Vorbedingungen, die im Kranken selbst liegen, bestimmt wird.

3) Der Arzt als Erfolgsorgan des Patienten muß seine eigenen seelischen Voraussetzungen und seine Tribschicksale kennen, um in entscheidenden Situationen der therapeutischen Arbeit die Selbstregulierung des Patienten nicht zu stören. Er muß in seiner persönlichen Gleichung geordnet sein.

Es wäre sicher nun zweckmäßig, an Hand von Beispielen zu zeigen, inwieweit der einzelne Arzt mit Erfolg oder ohne Erfolg einen kranken Menschen behandelt, der mit der klinischen Diagnose Migräne, Asthma, Basedow, Knochenbruch, Hysterie u. a. sich ihm anvertraut. Bei einer solchen Besprechung wäre es besonders wertvoll, jene Patienten eingehend zu studieren, bei denen der Versuch des Heilens mißlungen ist. Zeitmangel und die Tatsache, daß wir das meiste beim Heilen und Nichtheilen nicht wissen und nicht verstehen, zwingen uns zunächst, hier Halt zu machen.

Es war eine der Aufgaben, das somatische Skotom und das seelische Skotom des Arztes zu verringern. Es sollte keineswegs aus dem Ange deuteten der Schluß gezogen werden, daß der Therapeut die verschiedensten Möglichkeiten, in die Selbstregulierung des kranken Menschen einzugreifen, selbst und gleichzeitig handhabt.

Die Frage der kombinierten Therapie ist noch nicht spruchreif. Meine eigene Erfahrung läßt mich vermuten, daß, wer in seinem Bestreben zu heilen den Hauptakzent auf die Bewältigung und Ausnutzung des Widerstandes legt, sein therapeutisches Instrument sehr genau kennen muß und schon aus Aufmerksamkeitsgründen nicht gleichzeitig zwei oder drei Instrumente arbeiten lassen soll. Die Strategie des Patienten und des Arztes stehen einander meist so scharf gegenüber, daß jede Ablenkung durch Unaufmerksamkeit sich rächt. Je mehr der psychotherapeutische Eingriff sich der exakten psychoanalytischen Arbeit nähert, je mehr er absolut als Methode der Wahl eingesetzt werden muß, um so mehr scheint es mir, daß das Instrument der Psychoanalyse allein arbeiten muß. Wenn wir diese Therapie als die spezifische bezeichnen, ist es erlaubt, die anderen seelischen Eingriffe unter den Begriff der unspezifischen Therapie zusammenzufassen. Sie lassen es als brauchbar und notwendig zu, daß man das einzelne Verfahren mit einem irgendwie somatischen Ver-

fahren kombiniert. Die Verantwortlichkeit des Arztes und die wechselnde Determiniertheit der Geschehnisse im Kranken zwingen jeden Arzt, die Augen offen zu halten für eine Unterbrechung seiner Therapie oder für ihren Ersatz durch eine andere Therapie, die im Augenblick vielleicht weniger gründlich, aber doch wirksamer wäre als die bisher ausgeübte. Das gilt für somatische Behandlungen, die erfolglos ablaufen, wie für seelische Behandlungen, in deren Ablauf Prozesse sich bemerkbar machen, die in ihrer destruktiven Tendenz vom Seelischen aus nicht zu bewältigen sind, oder bei denen nach Wegräumung des psychischen Widerstands das Feld freigemacht ist für einen somatischen Eingriff.

Psychologische Randbemerkungen

Aus einer Spruchsammlung

Von

Michael Josef Eisler

Budapest

Was ein Mensch ist, erkennt man in seinem Verhalten zu den alltäglichen Dingen; außerordentliche Ereignisse sind die Prüfungen einer Zeit, nicht des Einzelnen.

Wer kann unter den Menschen leben und wirken ohne den Wunsch, gleich eine Meinung über sich zu erwecken?

Kein Mensch erträgt es leicht, geringer zu sein, als er schon gewesen ist.

Gleiche Ansichten können die Menschen verbinden, gleiche Neigungen eher entzweien.

Wir sind geboren unseren Mitmenschen zum Leide.

Zwei Fäuste stellen nur dann kein Unheil unter den Menschen an, wenn sie ein und denselben zum Besitzer haben.

Vergessen ist vornehmer als verzeihen.

Der Haß ist oft die stärkste Anerkennung, deren ein niedriger Mensch fähig ist.

Haß macht unfreier als Verachtung, aber diese nimmt uns die Kraft zum Wetteifer mit anderen.

Es ist leichter, die Menschen abzuweisen, als mit ihnen zu leben, leichter sie zu begreifen, als ihnen zu helfen.

Was dem Starken die Selbsterkenntnis, ist dem Schwachen die Reue.

Die verborgenste und mächtigste aller Leidenschaften ist die unbewußte Selbstvernichtung.

Auch das gerechteste Urteil über uns trifft nur das Vergangene und geht achtlos daran vorüber, daß jeder Handel im Leben einen Wandel bei uns nach sich zieht.

Alles, was wir erlebt haben, verweht in der Zeit, ist aber mit der Erinnerung an eine bestimmte Örtlichkeit unlösbar verbunden; vielleicht weil ein realer Punkt in der Welt uns die Einbildung läßt, daß wir wann immer dorthin zurückkehren können.

Erst in den Augenblicken, da sie ihren Untergang feiert, entdeckt die Schamhaftigkeit ihre wahre Bestimmung.

Vox clamans in deserto: In der Wüste des Herzens steht wehklagend das unerwiderte Gefühl.

Mancher steckt in seinen Plänen wie in schlechten Kleidern: sie machen es ihm unmöglich, zu einem richtigen Erfolg zu kommen.

Ehrgeiz allein hat noch nie ein Kunstwerk geschaffen, höchstens ein Kunststück zuwege gebracht.

Es ist fraglich, ob man einem Menschen jemals mit Ratschlägen hilft, doch manchmal schon mit einer Zurückweisung.

Wenn man einen Caliban das Wort lehrt, bekommt man leicht als erste Antwort einen Fluch.

Das zweifelhafte Glück, über sich nachdenken zu können, hat der Mensch teuer genug mit der Entdeckung seiner moralischen Natur erkaufte.

Zustände, in die wir verwickelt werden und die wir nicht ändern mögen, ändern zuletzt uns selbst.

Wer mit sich selbst nicht fertig wird, ist ebenso ein Quälgeist, als wer mit anderen nicht auskommt.

Die Angst vor den Begierden führt zur Verstellung, nicht zu ihrer Beherrschung.

Man setze die Vernunft nicht damit herab, daß man zu törichtten Leuten vernünftig redet.

Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung

Prolegomena zur Kulturgeschichtsforschung überhaupt

Von

A. J. Storfer

Die hinter uns liegende erste Periode der psychoanalytischen Wissenschaft kennzeichnet sich unter anderem dadurch, daß auf der Suche nach Lösung konkreter Detailfragen allgemeine Entdeckungen von umwälzender Bedeutung gemacht wurden. Freuds Leistung ist wiederholt und mit Recht mit jener des Kolumbus verglichen worden, der auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien einen großen neuen Erdteil entdeckte. Die heroische Periode jener ersten Entdeckungsreisen ist in der Psychoanalyse offenbar vorüber. Es liegen uns nicht mehr nur einzelne Küstenstriche vor, von denen man nicht weiß, wie sie zusammenhängen, das Bild der Entdeckungen fügt sich vielmehr bereits zu einer Landkarte zusammen. Der Forschungsreisende hat nicht mehr einfach in irgend einer Richtung loszusteuern, ohne zu wissen, ob er auf einen Kontinent oder einen Archipel oder überhaupt auf Land stoßen wird, sondern sieht sich vor konkretere Aufgaben gestellt: weiße Flecken auf der Landkarte auszufüllen, etwa die Quellen irgend eines bereits bekannten Flusses zu finden oder auf dem von unten bereits wahrgenommenen Gipfel eines Gebirges bestimmte Beobachtungen zu machen.

Zu jenen Gebieten, in denen der angewandten Psychoanalyse noch reichlich Aufgaben harren, gehört vor allem auch die Kulturgeschichte. Eigenart und Wandlung der Kleidung z. B. oder der Architektur in verschiedenen Epochen oder jene selbst in der kurzen Spanne eines Menschenlebens unmittelbar wahrnehmbaren, fast sprunghaften Wandlungen des Geschmacks, die den Komplex der „Mode“ darstellen, — dies alles führt zu Fragestellungen, die zwar in der Hierarchie der Wissenschaft kein hohes Ansehen genießen, bei eindringlicher Behandlung aber sofort einen Zusammenhang mit allen sonstigen

Fragen der politischen und ökonomischen Geschichte, der Soziologie und der Kunstgeschichte, wie begreiflicherwise auch mit den Fragen der ethischen Entwicklung der Menschheit offenbaren.

Die Anwendbarkeit der Psychologie ist nicht anzuzweifeln, handelt es sich hier doch durchaus um Erscheinungen, deren Erzeuger und Träger der Mensch ist. Und insoferne, als Psychologie, soll sie nicht in oberflächlicher Beschreibung stecken bleiben, nur als Tiefenpsychologie ergiebig sein kann, müßte die Kulturgeschichte, heute nicht viel mehr als ein ins Unendliche wachsender, nichtssagender Kramladen aufgestapelter Andenken, in lebhaftester Weise ihre Erlösung durch die Psychoanalyse ersehnen. Vermutlich wird es sich aber so abspielen, wie auf anderen Anwendungsgebieten der Psychoanalyse: sie muß ungeladen in jene Bezirke eindringen, um dort dann durch spezielle Leistungen allmählich die Anerkennung zu erzwingen.

Vereinzelte und beiläufige Versuche, sich mit der Psychoanalyse an kulturgeschichtlichen Aufgaben zu versuchen, sind schon gemacht worden. Hoffentlich werden diese Versuche sich nennenswert vermehren und wird man in nicht langer Zeit von einer psychoanalytisch-kulturgeschichtlichen Forschung sprechen können. Und da wäre eines zu raten: irgend ein bestimmtes engeres Stoffgebiet ins Auge zu fassen, damit Einzelergebnisse verschiedener Arbeiten sich rascher zu lückenlosen Zusammenhängen zusammenfügen. Und vorzugsweise sollte es ein Stoffgebiet sein, das die meisten Beziehungen zu allen anderen hat. Keine von einer Epoche der anderen überlieferte Materie ist so reichhaltig, wie die der Sprache. Ist nicht überhaupt das Hauptquellenmaterial jeder Geschichtsforschung sprachliche Substanz? Hauptsächlich aus Gesetzestexten und Reden, Inschriften und Protokollen, Briefen und Memoiren, Büchern und Pamphleten rekonstruiert die Geschichte das äußere Bild der Vergangenheit. Für die Aufdeckung der inneren Geschichte kann aber kein Material ergiebiger sein, als die Sprache schlechthin. Dem Psychoanalytiker braucht man dies nicht lange zu begründen; kann man doch etwas drastisch und anekdotisch verkürzt die Behauptung aufstellen, die Entdeckung des Unbewußten und die ganze Freudsche Psychologie habe sich ungefähr aus einem bagatellartigen sprachlichen Vorfall, aus der beobachteten Zerlegung des Wortes „*aliquis*“ in zwei Teile entwickelt.

Aber auch auf dem Gebiete der Sprachforschung möchte ich für die Psychoanalyse zunächst eine bestimmte Beschränkung wünschen. Es verspricht methodologische Vorteile, wenn wir das Phänomen der Sprache zunächst nicht in seiner Gesamtheit betrachten. Jedenfalls dürften sich die Schwierigkeiten bei der Beschränkung auf ein engeres Gebiet verringern. Aufgabe dieser Zeilen ist, die Aufmerksamkeit auf das Gebiet der differentiellen Wortforschung zu lenken. Der Schreiber dieser Zeilen selbst bereitet einige kleinere Spezialuntersuchungen über Bedeutungswandel, Gefühlswandel und Wertungswandel im Leben der Wörter vor. Diese Arbeiten werden begreiflicherweise nur bescheidene Beiträge zu einem weitverzweigten Forschungskomplex darstellen und einer gleichzeitigen Mitarbeit anderer nicht entraten können. Umsomehr ist zu wünschen, daß die für dieses Anwendungsgebiet auftauchenden methodologischen Bedenken rechtzeitig ausgesprochen, daß die etwa möglichen allgemeinen Gesichtspunkte von vornherein erörtert werden. Zwei solcher allgemeiner Fragen, die nach der Möglichkeit, mit Hilfe der Psychoanalyse historische Feststellungen zu machen, und die über die Notwendigkeit, die Begriffe Fixierung und Regression in die Kulturgeschichte einzuführen, sollen daher in den nachfolgenden zwei Kapiteln erörtert werden, gewissermaßen als Prolegomena zu einer psychoanalytischen Wortforschung im besondern und zu einer psychoanalytischen Kulturgeschichtsforschung überhaupt.

I) *Beschränktheit der Psychoanalyse bei historischen Feststellungen*

In meiner Studie „Zur Sonderstellung des Vatermordes“ (1909) hatte ich versucht, einen rechtsgeschichtlichen Sachverhalt, die gesonderte Behandlung eines bestimmten Verbrechens in den Anfängen der Strafrechtspflege, aus der Etymologie eines einzigen Wortes zu erklären. Über die Herkunft von *paricidas*, *patricidium* herrscht weitgehende Un-
einigkeit in der Linguistik. Soll die erste Silbe als das Residuum des sanskritischen *pasos* (verwandt) oder des griechischen *para* (ab-, miß-) aufgefaßt werden, oder vom lateinischen *par* (gleich), bzw. *pārentes* (Eltern), *pārentes* (Gehorchende), bzw. *parare* (bereiten, vollziehen)

abgeleitet werden, — von der sprachgeschichtlich zweifellos ganz unrichtigen (dem Laien allerdings ganz einwandfrei dünkenden) Ableitung aus *pater* (Vater) und (*oc*)*cidium* (Tötung) ganz abgesehen? Aus der etymologischen Unklarheit durfte ich mit Recht auf eine psychologische Verwicklung in der mit dem kritischen Wort verbundenen Vorstellung, auf eine psychische Komplizierung, sagen wir: auf einen verdrängten Komplex schließen. Die Frage, ob ich meinen damaligen Versuch, aus konkretem sprachlichen Material in einem Einzelfall Geschichtliches zu rekonstruieren (wobei ich allerdings außer den etymologischen Symptomen auch andere, vornehmlich tiersymbolische Momente bei der Hinrichtung des Vaternörders in Rom herangezogen hatte), — die Frage, ob ich jene geschichtliche Rekonstruktion aus Etymologischem heute noch als geglückt bezeichnen darf, will ich jetzt nicht stellen. Ich wollte bloß vor Aufwerfen der grundsätzlichen Frage, ob die psychologische Untersuchung am überlieferten Wortmaterial uns überhaupt zu historischen Rekonstruktionen befähigen kann, durch die Erwähnung jenes früheren Versuches Anderen ersparen, daran erinnern zu müssen, daß ich selbst einmal weniger methodologische Skrupel hatte und jene wissenschaftliche Möglichkeit offenbar ohne viel Kritik von vornherein hoch einschätzte.

Nichts kennzeichnet vielleicht besser die rasch zunehmende Sicherheit jener umfassenden psychologischen Erkenntnisse, die die Wissenschaft Sigmund Freud und der von ihm angegebenen psychoanalytischen Methode verdankt, als der Freimut, mit der die junge Wissenschaft der Psychoanalyse die Grenze ihres jeweiligen Könnens mit einem *non possumus* absteckt. Historische Feststellungen gehörten überhaupt nicht zu den ersten Aufgaben der Psychoanalyse. Ihr erstes Anwendungsgebiet war das der Therapie. Der Patient, dessen Gegenwart Krankheit war, sollte in der Zukunft von seinem Leiden, von der Beeinträchtigung seiner Genuß- und Leistungsfähigkeit befreit werden. Zu diesem Zwecke mußten Vorstellungsverknüpfungen aus dem Unbewußten des Leidenden herausgeholt werden. Daß diese Vorstellungen dort hingeraten waren, war das Ergebnis von Vorgängen in der Vergangenheit, und zwar nicht nur in der jüngsten, sondern auch in der allerältesten individuellen Vergangenheit, und sogar in der vorindividuellen, der phylogenetischen Vergangenheit. Die

Rekonstruktion dieser Vergangenheit war und ist an sich aber keineswegs Zweck der therapeutischen Analyse. Und tatsächlich ergibt sich eine Rekonstruktion der Vergangenheit nur in dem Maße, als die Beseitigung der Wirkungen der Vergangenheit, d. h. das zukünftige soziale und gesundheitliche Interesse des Patienten es erfordert. In seiner klassischen Arbeit „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose“ hat Freud die pathogene Wirksamkeit der „Urszene“, der Belauschung des elterlichen Geschlechtsverkehrs durch das kleine Kind, für die seelische Entwicklung seines Patienten feststellen können. Außer dem Material, das durch die Analyse aus dem Unbewußten hervorgeschwemmt wurde, standen Freud auch eine Reihe objektiv berichteter äußerer Daten über die Kindheit des Patienten zur Verfügung. Und dennoch vermochte sich Freud nicht dazu zu entschliessen, mit Sicherheit zu behaupten, sein Patient habe als kleines Kind bei seinen Eltern den Coitus a tergo beobachtet. Freud ließ auch die Möglichkeit offen, daß das Kind den Geschlechtsakt bei Schäferhunden beobachtet habe, daß es die Eltern wegen ihres Geheimtuns im Verdachte ähnlicher Handlungen hatte, daß es schließlich in seiner Phantasie seine Tierbeobachtung auf die Eltern verschoben hatte; und daß das Kind zu solchem Verdacht gegen die Eltern zu kommen vermochte, könne zu gutem Teil archaisches Gut, phylogenetisch bedingt sein. Und es darf wohl auch in Erinnerung gebracht werden, daß Freud in seinem „Totem und Tabu“ nicht etwa die Behauptung aufgestellt hat, gewisse an die Neurose erinnernde Erscheinungen im Seelenleben der Primitiven lieferten den Beweis, daß die Urform der menschlichen Gesellschaft die „Horde“ sei, vielmehr hat Freud nur die Behauptung aufgestellt, daß die Ergebnisse der psychoanalytischen Untersuchung gewisser primitiver Seelenzustände sich gut mit der historischen Hypothese der Urhorde vereinen lassen, welche Hypothese andere Wissenschaften, Urgeschichte und Anthropologie (Darwin), u. zw. vermöge der Methodik ihrer Wissenschaft, schon früher aufgestellt hatten. Es ist bekannt, daß einzelne Mythenforscher die biblische Überlieferung von der Sintflut, ebenso die bei vielen Völkern des Erdballs sich vorfindenden Sagen ähnlichen Inhalts, mit bestimmten geologischen Vorgängen der Urzeit in Verbindung bringen. Sie dürfen dies aber nur tun, weil die Geologie auf geologischem

Wege Umriss einer Geschichte der Erde zu entwickeln vermag. Einzig aus den Mythen auf eine Eiszeit oder irgend eine sonstige geologische Katastrophe schließen zu wollen, wäre eine Vermessenheit. Der Sintflutmythus selbst ist wohl auch eine Realität, aber eine psychische Realität, er bekundet nur, daß ein bestimmtes Volk in einer bestimmten Zeit glaubt, früher einmal eine gewisse Katastrophe erlebt zu haben. Ob es sie aber wirklich erlebt hat, wann es sie erlebt hat und welcher Art sie überhaupt war, ist eine Frage, die keineswegs aus dem übriggebliebenen psychischen Material, sondern, wenn überhaupt, lediglich aus den geologischen Indizien heraus beantwortet werden kann. Eine dem Psychoanalytiker wohlbekannte Erscheinung ist z. B. die „Mutterleibspannung“: aus unbewußtem Material des Individuums, aus Phantasien, neurotischen Symptomen, Charakterzügen usw. erkennen wir vermöge der Psychoanalyse jenen unbewußten Wunsch des Individuums, in die selige, ungestörte, paradiesartige intrauterine Vorgeburtsexistenz, in die Mutterleibssituation zurückzukehren. Hätten wir aber gar keinen anderen, biologisch-gynäkologischen Beweis dafür, daß das menschliche Lebewesen vor seiner Geburt eine bestimmte Zeit im Mutterleibe verbringt, die Kenntnis der Mutterleibspannung würde zur Aufstellung dieser historischen Behauptung nicht ausreichen. Die psychologische Wahrheit, das Individuum X hat eine unbewußte Sehnsucht irgendwohin zurückzukehren, verträgt sich ganz gut mit der etwaigen historischen Wahrheit, daß das Individuum niemals an jenem Orte war. Die psychische Realität ist im Unbewußten von solch prägnanter Wirksamkeit, daß es im Einzelfall eines glücklichen Zusammenstreffens von Kenntnissen um die objektive, äußere, historische Realität mit Kenntnissen um den latenten Sinn der aus dem Unbewußten determinierten psychischen Erscheinungen bedarf, um der analytischen Deutung der Gegenwart mit Ausblick in die Zukunft auch eine historische Rekonstruktion der Vergangenheit anschließen zu können. Das Unbewußte ist nach Freuds Nachweis zeitlos. Die Eindrücke verbleiben in ihm unversetzt in ihrer ursprünglichen Form und die Modifizierungen der ursprünglichen Eindrücke zufolge späterer Vorgänge führen nicht etwa zur Ersetzung der ursprünglichen Eindrücke durch die neue Form, sondern Altes und Neues bleiben nebeneinander bestehen. Findet der Historiker in zwei Museen je einen Schädel von

Napoleon, so wird er annehmen müssen, mindestens der eine sei falsch. Im psychischen Museum des Individuums wird man nebeneinander verschiedene Auflagen derselben Vorstellung vorfinden können, und man wird von Glück sprechen, wenn man in manchen Fällen dank günstigen Umständen etwas über die chronologische Reihenfolge der Auflagen wird aussagen können.

Diese skeptischen Überlegungen scheinen mir unvermeidlich, bevor man die Möglichkeiten der Anwendung der Psychoanalyse auf die Wortforschung, auf die differentielle Wortgeschichte erproben will. Man kann mit einem gewissen Recht die Sprachforschung als eine geistige Geologie bezeichnen. Wie man aus Fußspuren und sonstigen Abdrücken in gewissen Erdschichten auf bestimmte Tiere der Urzeit folgert, könnte man — so scheint es zunächst — aus der Sprache Allerlei rekonstruieren: die intellektuellen Ansichten früherer Zeiten ebenso, wie ihre sittliche Auffassung und sogar äußere gesellschaftliche Einrichtungen, historische Vorkommnisse, Wanderungen der Völker, ihre Abstammung usw. Wenn Talleyrand meinte, nur die Niederschrift einiger Wörter zu brauchen, um den Urheber der Guillotine überliefern zu können, so waren die Geisteswissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts viel vermessener: sie glaubten, aus der Sprache äußere Vorgänge rekonstruieren zu können. Und dieses Rückschließen aus Psychischem auf Reales, auf einstmals Greifbares schien ja ein ungeheurer Triumph der Geisteswissenschaft, der Psychologie. Innerhalb der Psychologie aber bedeutet die Psychoanalyse eine früher kaum ahnbare Erweiterung der Erkenntnismöglichkeit: nun ist die Möglichkeit gegeben, auch ins Unbewußte hineinzuleuchten, und die Kompetenz der Psychologie ist dank dieser Bereicherung gewaltig angewachsen. Paradoxerweise muß aber gerade die Psychoanalyse auch zu einer Einschränkung der psychologischen Kompetenzen führen: sie muß angesichts der erkannten Zeitlosigkeit des Unbewußten zu rigoröser Vorsicht mahnen, wenn aus dem Unbewußten gewonnenes Material zu historischen Rekonstruktionen verwendet werden soll. Ähnliche Vorgänge aus der Geistesgeschichte sind ja bekannt. So hat z. B. in den letzten Jahrzehnten die Strafrechtspflege das Bedürfnis empfunden, psychologische Sachverständige, sei es durch unmittelbare Vernehmung, sei es durch die zunehmende Beachtung ihrer Publikationen, zu Rate

zu ziehen. Und was hat der Richter zunächst vom Psychologen zu hören bekommen? Daß von allen Arten von Beweisen, auf die es der Prozeß bisher abgestellt hatte, just die psychischen Beweise die unverlässlichsten sind: das Schuldbekenntnis (früher als der unantastbare Beweis geltend) könne falsch und dem Strafbedürfnis entsprungen sein, und die Zeugenaussage — selbst bei einem die Wahrheit liebenden und an der Unwahrheit nicht interessierten Zeugen — sei aus hunderten von Gründen unverlässlich. In ähnlicher Weise muß das Vordringen der Psychologie in alle auf historische Feststellung absehbenden Wissenschaften (z. B. in der Sprachwissenschaft), insbesondere wenn diese Psychologie eine Tiefenpsychologie ist, dazu führen, daß erkannt wird: aus der psychischen Realität läßt sich nicht ohne weiteres die historische Realität erkennen.

Es gibt bekanntlich Denker und Kritiker der Wissenschaft, die der Geschichte jeden Wissenschaftswert absprechen. Es sei eine belanglose Bagatelle festzustellen, was, wie und wo war, läßt sich doch daraus kein Gesetz ableiten, d. h. Zukünftiges nicht prophezeien, was ja das einzige Kriterium der Wissenschaft wäre. Aber — selbst ohne solch radikale Ablehnung — wird man jedenfalls die verschiedenen Feststellungen historischer Natur verschieden werten können. Man wird sagen können; ob serbische Banden während des Balkankrieges vor dem Weltkriege jenen österreichischen Konsul tatsächlich kastriert haben oder nicht, sei ganz untergeordnet und uninteressant, daß aber diese Gerüchte in die Welt gesetzt werden und bei Millionen Glauben finden, unbewußte Affekte, bewußte Argumentationen und schließlich sehr reale Armeekörper in Bewegung setzen konnten, ist, — wenn auch nur eine psychische Tatsache, — immerhin eine, deren welthistorische Realität durch Stahl und Blut beglaubigt worden ist. Wenn wir also — um auf unser gegenwärtiges Problem, die Wortforschung zurückzukommen — eingangs betonen wollen, es tue Skepsis not, wenn man aus psychoanalytischer Wortforschung zu Rückschlüssen auf die Vergangenheit gelangen will, so liegt darin auch die Verweisung auf die Möglichkeit einer vielleicht höheren Leistung der psychoanalytischen Wortforschung. Wird es auch nicht gelingen können, wie es einzelne Vertreter der Altertumskunde und der Sprachwissenschaft vermeinen, aus Wörtern auf Sachen zu schließen, Gegen-

stände, Institutionen, Vorgänge usw. historisch zu rekonstruieren, so wird sie immerhin aussagen können, daß die psychische Geschichte dieses oder jenes Wortes das Vorhandensein gewisser verdrängter Vorstellungen und Affekte im Seelenleben der betreffenden Sprachgemeinschaft anzeigt. Nur psychische Tatbestände, aus dem Triebleben determinierte psychische Tatbestände, wird die Psychoanalyse klarlegen können, und es bleibt fraglich, ob die Kulturgeschichtsforschung, die nach anderen, äußeren Daten sucht, in jedem Falle mit den Funden der Psychoanalyse etwas wird anfangen können. Ist es auch nicht viel, was auf diesem Wege den dank sonstigen Methoden gewonnenen Kenntnissen hinzugefügt werden kann, so sind es immerhin Erkenntnisse, die jedenfalls mit keiner anderen Methode als mit der das Unbewußte auflösenden Psychoanalyse zu erlangen sind.

II) Regression und Fixierung in der Kulturgeschichte

Geschichte, die nur das Manifeste zu sehen vermag, wird, wenn sie Vorgängen Ursachen zuordnet, der Beschränkung unterworfen sein, daß sie unmöglich Anderes denn zeitlich Früheres als Ursache des Späteren erkennen kann. Die Psychoanalyse hat aber in der Untersuchung des Einzelschicksals wiederholt den Nachweis erbringen können, daß die Wirkung oft früher da ist als die Ursache, — nämlich als der manifeste Ausläufer der Ursache.

Die erste und wohl fruchtbarste Verwirrung, die die Psychoanalyse in jede Aufgabe einer historisierenden Feststellung hineinträgt, ist also die, daß sie den Anspruch erhebt, man solle sich nicht nur mit jenem Zipfel der historischen Vorgänge beschäftigen, der über dem Meerespiegel in das Manifeste, Bewußte hinausragt und daß sie dadurch eine unvergleichlich kompliziertere Chronologie schafft. Man kann sich z. B. gut in einer historischen Darstellung einen Satz vorstellen wie: „Als der Kronprinz den Thron bestieg, ordnete er drakonische Beschränkung der politischen Freiheiten an; die Ursache seiner strengen Gesetze war das Attentat, das man drei Jahre später gegen ihn beging.“ Der Psychologe wird vielleicht erklärend hinzufügen: das schließlich erfolgte Attentat beweist, daß der Tyrann, als er

seine strengen Maßnahmen getroffen hatte, wohlweislich befürchteten Attentaten vorbeugen wollte. Der Tiefenpsychologe wird aber vielleicht noch mehr sagen: das Strafbedürfnis, die Selbstvernichtungstendenz des Tyrannen zwang ihn, Gesetze zu erlassen, die die Revolutionäre als Mörder auf den Plan rufen mußten, und vielleicht auf den Plan rufen mußten eben durch Strafandrohungen, die auf der anderen Seite die Selbstbestrafungstendenz der Revolutionäre herausfordern mußten. Jedenfalls bedeutet die Psychologie eine Erschütterung der bequemen chronologischen Erklärungsweise.

Neben dieser generellen Hemmung der Geschichte durch die Psychoanalyse ergeben sich aber auch noch besondere Problemstellungen aus tiefenpsychologischen Erwägungen. Es handelt sich um die Einführung von zwei wichtigen psychoanalytischen Begriffen in die geschichtliche und besonders in die kulturgeschichtliche Betrachtung. Gemeint ist die Fixierung, das Festhalten der Libido in einer besetzten Position und die Regression, das Rückströmen der Libido auf eine bereits verlassene Position. Freud hat einmal das Gleichnis von einem in eine neue Heimat ziehenden Volke gebraucht, von dem sich unterwegs einzelne kleine Verbände ablösen, die dann auf halbem Wege stecken bleiben. Das Gleichnis Freuds, das hier einen Vorgang heranzieht, der gerade der geschichtlichen Sphäre entnommen ist, scheint mir geeignet, mehr als ein Gleichnis für unsere speziellen geschichtlichen Probleme zu sein und in fast ganz unübertragenem Sinne zu zeigen, wo die tiefenpsychologische Aufstellung neuer wissenschaftlicher Fragen einsetzen sollte. Ausgehend von Freuds Gleichnis vom wandernden Volke ziehen wir als Beispiel ein Volk heran, dessen Geschichte manche große Wanderung aufweist, das jüdische. Es ist z. B. bekannt, daß die Juden im slawischen Osten Europas eine besondere Tracht haben; wir erwähnen nur die Schnallenschuhe, die weißen Strümpfe, die Kniehosen, den langen dunkeln Kaftan, die pelzverbrämte Mütze. Die Tracht ist so prägnant und so abweichend von der Tracht der umgebenden Völker, daß die deskriptive Kulturgeschichte und die Ethnographie sie mit Recht als spezifisch jüdische Tracht ansprechen dürfen. Gesellt sich nun der dürftigen Deskription irgend ein Deutungsbestreben hinzu, so ergibt sich folgendes: die Geschichte der Kleidung zeigt uns, daß die ostjüdische Tracht durchaus identisch ist mit der

Tracht der fränkischen Bauern und Kleinbürger im späten Mittelalter. Geschichtliche Forschung füllt die Lücke aus, d.h. bestätigt, daß die Juden der Rhein- und Maingegend, bevor sie unter dem Druck von Verfolgungen massenweise nach Polen auswanderten, sich in der Kleidung ihren deutschen Nachbarn angepaßt hatten. Der Historiker glaubt also seine Aufgabe beendet zu haben, wenn er feststellt: in der neuen Heimat, in Polen behielten die Juden die in Deutschland angenommene Tracht, fügten hier höchstens noch einige kleine Modifizierungen slawischen Ursprunges, z. B. die „Pumphosen“, hinzu (ähnlich wie sie ja auch in das aus Deutschland mitgenommene und bewahrte Mittelhochdeutsch einige slawische Elemente einführten). Betrachtet man nun des weiteren die polnische Nationaltracht selbst, aus der die eingewanderten Juden im Laufe der Jahrhunderte einiges entlehnten, so wird man wieder finden, daß die nationalen Besonderheiten der polnischen Tracht ebensowenig polnisch sind, wie der Kaftan jüdisch, denn wir finden, daß das Gewand aller europäischen Adeligen in einer bestimmten Epoche des Mittelalters ungefähr so aussah, wie heute die polnische Nationaltracht. Daß also, ähnlich wie die ostjüdische Tracht eine Fixierung auf dem Status des rheinisch-mainischen Mittelalters darstellt, die polnische Nationaltracht nichts anderes ist als die nur mehr in Polen erhalten gebliebene allgemeine Adelstracht einer bestimmten Epoche.

Ein anderes Beispiel von Fixierung. Die Lieder der Neger vom Kentucky-Heim und vom Mississippistrom, die heute als besonders echt-„negerisch“ gelten, sind die sentimentalsten Lieder der einstigen Plantagenbesitzer im amerikanischen Süden, der ausgewanderten frommen Engländer, die seither ihre eigenen Lieder längst aufgegeben haben, deren einstige Negersklaven aber in Bezug auf diese Lieder durch viele Generationen hindurch auf jene Phase fixiert geblieben sind und heute den Nachkommen jener Yankees im Wege der stürmisch durchgebrochenen Jazzmode Gelegenheit zur partiellen Regression bieten. Übrigens spielt bei der Entstehung der modernen amerikanischen Jazzmusik auch ein anderer Fixierungsvorgang eine wesentliche Rolle. Es ist bekannt, in welch großem Maße osteuropäische, slawische, rumänische, jüdische Auswanderer an der Exekution der Volks- und Unterhaltungsmusik in den amerikanischen Millionenstädten beteiligt sind. Auf vielen Gebieten, besonders auf dem der Sprache und der Kleidung,

vollzieht sich die Assimilierung der Osteuropäer in Amerika sehr rasch; umso hartnäckiger ist die Fixierung in der Musik, und zwar sowohl, was den Melodienschatz anbelangt, als den Rhythmus und die Instrumentierung. Und diesen beiden Fixierungsvorgängen, der Fixierung der amerikanischen Neger an die einstigen Gesänge ihrer frommen englischen Herren und der Fixierung der jüdischen Einwanderer in New York an die Musik des slawischen Osteuropa, verdankt das Jazz-Phänomen seine hauptsächliche Determinierung! (Ich verkenne nicht das Vorhandensein auch einer dritten Determinante: Regression auf die Musik der längst verlassenen afrikanischen Buschheimat der Neger, im Zusammenhang einerseits mit dem durch die Emanzipationstendenz genährten völkischen „Familienroman“ der Neger, andererseits mit der Ambivalenz und dem „black-complex“ der weißen Amerikaner.)

Solche Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Der Zimbal, dieses von Lenau und vielen anderen besungene Instrument, unentbehrlich jeder magyarischen oder rumänischen Zigeunerkapelle, ist nur insoferne zigeunerisch, als dieses früher weitverbreitete Instrument, Vorläufer des Klaviers, heute nur noch in den magyarischen und rumänischen Zigeunerkapellen sein Dasein fristet. Während sich der Zimbal bei allen Völkern — über einige Zwischenstufen — zum heutigen Klavier entwickelt hat, ist die von Zigeunern exekutierte magyarische und rumänische Volksmusik beharrlich bei diesem primitiven Instrument verblieben. Oder: der farbige, reich posamentierte Lakaienfrack von heute ist nicht etwa an sich eine charakteristische Lakaientracht, etwa Symbole und Embleme des Dienerstandes aufweisend, sondern ist einfach das vornehme Kleid des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, das in einer bestimmten Berufssphäre fixiert geblieben ist.

Der historischen Erklärung wie etwa z. B.: die Ostjuden tragen langen Kaftan, „weil“ sie vor hunderten Jahren aus der Rhein- und Maingegend kamen, wo das die allgemeine Tracht war, kann man die Frage entgegenhalten: warum haben die Juden diese Tracht behalten und nicht die Tracht ihrer palästinensischen Heimat oder die Tracht irgend einer anderen Zwischenstation ihres wechselvollen Exils? Und warum haben andere emigrierende Völker oder Völkergruppen an der Tracht ihrer früheren Heimat nicht so hartnäckig festgehalten?

Warum haben z. B. die ebenfalls aus fränkischen Gegenden in den Osten verschlagenen siebenbürgischen „Sachsen“ so wenig von der fränkischen Tracht behalten und so viel von der rumänischen angenommen? Es ist leicht zu erkennen, daß hier eine triebpsychologische Untersuchung die Antwort vorbereiten muß.

Psychologische Begründungen sind ja — auch vor und ohne Psychoanalyse — schon versucht worden; psychologisch allerdings auf ideologischer Grundlage. Sogenannte nationale Eigenheiten ideologisch zu begründen, gehörte zu den beliebtesten Stoffen des verflissenen nationalistischen Jahrhunderts, dessen herrschende Wissenschaft ja auch jederzeit den Bannfluch bereit hatte für einzelne unabhängige Forscher, die den ideologischen Ansprüchen und dem „Familienroman“ der einzelnen Völker widersprechende, dem „Narzißmus der kleinen Differenzen“ nicht schmeichelnde Feststellungen zu machen wagten. So wurde es auch schon als vertiefte Psychologie empfunden, wenn man das der Kulturgeschichte aus allerlei Quellen reich zuströmende Rohmaterial mit Etiketten ideologischen Inhaltes schmücken konnte. Diese oder jene Tracht entspreche z. B. dem völkischen Charakter des betreffenden Stammes, seiner Hochherzigkeit oder seiner Schlichtheit, seinem rassischen Würdegefühl oder seinem überlieferungstreuen Familiensinn usw. Ebenso wie z. B. der Zimbal dem aus feurigem Temperament und der Melancholie um irgend etwas Verlorenes gemischten magyarischen Nationalcharakter adäquat sei. Solche Deutungen sind natürlich den Erscheinungen durchaus nachträglich aufgepfropft, dienen der Neigung der Deuter und jener, für die sie bestimmt sind. Solche Deutungen verzichten von vornherein darauf, anzuerkennen, daß es sich nicht um isolierte und einmalige Erscheinungen beim einzelnen Volke handelt, sondern um triebhaft begründete Fixierungen und Regressionen, die gegenüber zeitlich und räumlich allgemeinen Erscheinungen elektiv wirksam sind. Die Frage ist z. B. nicht die, inwiefern entspricht der Zimbal dem ungarischen Nationalcharakter oder der Lakaienfrack dem Charakter des Lakaienstandes, sondern: aus welchen primären und sekundär überarbeiteten Triebmomenten heraus ist der Zimbal in der magyarischen Zigeunermusik erhalten geblieben? und aus welchen Triebgründen heraus haben die Angehörigen jener Klassen, die nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Reiches den Glanz des Adels-

standes restaurierten, sich aber dabei selbst im allgemeinen zu der schlichteren Kleidung des neuen Bürgertums bequemen, bei ihren Lakaien auf der Beibehaltung der Rokokotracht bestanden?

Ähnliche Probleme bietet auch die Sprachgeschichte in reicher Anzahl. Die vergleichende Sprachforschung hat zunächst versucht, aus verwandten Erscheinungen einzelner Sprachen auf die Verwandtschaft einzelner Völker zu schließen. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß im neunzehnten Jahrhundert die großen Vorstöße der Sprachvergleichung mit den großen nationalistischen Bestrebungen, den Nationalstaatsgründungen zeitlich zusammenfallen. Den „Familienromanen“ der Völker führte die Sprachwissenschaft reichlich Nahrung zu. Einige Verlegenheit verursachte es, wenn sich herausstellte, daß die Sprachelemente, z. B. die Wortwurzeln aus verschiedenen Sprachen abzuleiten sind. Im geistigen Leben Ungarns z. B. stand die Frage nach der Herkunft des magyarischen Volkes Jahrzehnte lang im Vordergrund der Interessen. Frühere Hypothesen, z. B. daß die magyarische Sprache mit der hebräischen verwandt sei (denn unter dem Einfluß der protestantischen Bibelverehrung konnte es nichts Vornehmeres geben, als die Umgangssprache Gottes selbst), mußten aufgegeben werden. Es entbrannte ein langer Streit darüber, ob man der finnisch-ugrischen oder der turko-tatarischen Familie entstamme. Da die letzte Verwandtschaft vornehmer schien, die finnisch-ugrische Herkunft eines Teiles des Wortschatzes aber auch nicht von der Hand zu weisen war, und da diese Wörter sich zum guten Teil auf die Fischerei bezogen, kam man zur Folgerung, die Magyaren hätten auf ihrer Wanderung die von finnisch-ugrischen Völkern bewohnten Gebiete berührt, diese Völker unterjocht und durch sie untergeordnete Arbeiten, wie die Fischerei, besorgen lassen und daher seien die Worte dieser Sphäre finnisch-ugrischen Ursprunges. Und wenn des Ferneren die auf Landwirtschaft bezüglichen ungarischen Worte so viel slawische Elemente aufweisen, so folge daraus, daß die Landwirtschaft den sesshaft gewordenen Magyaren von den Slawen beibracht worden ist.

Es soll keineswegs die Möglichkeit bestritten werden, sprachliche Erscheinungen zur Stützung von Ergebnissen heranzuziehen, die auf anderen wissenschaftlichen Wegen erreicht worden sind, und es ist z. B. bekannt, daß in der Geschichte des englischen Volkes, seiner

Rassenmischung, seiner kulturellen Entwicklung die Untersuchung der Herkunft seiner Sprache aus keltischen, germano-sächsischen und normanno-französischen Quellen mit Erfolg herangezogen werden konnte. Die Gefahr bei der Auswertung psychischen Materials für historische Feststellungen ist aber größer als der gelegentliche Nutzen. Daraus, was ein redseliger Greis seinen Enkeln über die Kriegsereignisse seiner Jugend erzählt, läßt sich wenig zur Geschichte jenes Krieges gewinnen, vielleicht nicht einmal das eine, ob und in welcher Eigenschaft jener Veteranen an jenem Krieg wirklich teilgenommen hat. So ein geschwätziger Greis, der seinerzeit vielleicht unverläßlich und oft von einer ganz ungünstigen Stelle aus beobachtet hatte, und heute selbst nicht mehr Erlebtes von Phantasiertem unterscheiden kann, ist auch die Sprache. Daß die magyarische Sprache für die Bezeichnung von Stroh und Heu Wörter slawischen Ursprungs hat, läßt sich mit der anderswoher bezogenen Annahme, daß die Slawen die Lehrmeister der Landwirtschaft für die Magyaren waren, zwar gut vereinen, aber der Beweis für die Herkunft der magyarischen Landwirtschaft ist das nicht. Etwa wie man daraus, daß man die Syphilis in Deutschland als „Franzosenkrankheit“ bezeichnet hatte, keine Schlußfolgerung über die Herkunft dieser Infektionskrankheit ziehen, sondern nur auf gewisse seelische Tatbestände folgern kann. Das heißt, aus jenem Namen folgt weder, daß die Syphilis aus Frankreich kam, noch daß sie nicht von dort kam, lediglich, daß man in Deutschland an ihre französische Herkunft glaubte, vielleicht zu glauben wünschte. (Ich führe noch ein Beispiel von wechselseitigen Herkunftshypothesen der Sprache — u. zw. ebenfalls aus der Sexualsphäre — an: der Condom — so benannt nach seinem Erfinder — wird in Frankreich auch als *Capote anglaise*, in England aber als *french letter* bezeichnet.)

Nachzuweisen, woher das eine oder andere Element herrührt, ist ebensowenig eine Deutung, wie etwa nachzuweisen, aus welchen rezenten Quellen des Vortags das im Traum verarbeitete Material herrührt. Die Tiefenpsychologie wird dann erfolgreich in der Sprachforschung eingesetzt haben, wenn sie etwa dergleichen Fragen wird beantworten können: Warum ist in der einen Sprache das grammatikalische Geschlecht fixiert geblieben, während eine andere das grammatikalische Geschlecht vermissen läßt, obschon bekannterweise die Außenwelt bei

allen Völkern sexualsymbolisch aufgefaßt wird? Oder: warum ist im Deutschen das Geschlecht von „Sonne“ und „Mond“ gerade umgekehrt wie in anderen Sprachen? Oder: warum hat die Nivellierung der Steigerung des Eigenschaftswortes bzw. der Konjugation in so vielen Sprachen gerade bei den häufigsten Eigenschaftswörtern und den häufigsten Zeitwörtern (groß, schön, gehen usw.) Halt gemacht und warum sind diese auf der primitiveren (sogenannten unregelmäßigen) Wandlungsform fixiert geblieben?

Wie es möglich sein soll, solche Fragen befriedigend zu beantworten, ist heute noch nicht absehbar. Fast erscheint es mir als wissenschaftliches Verdienst, hier nicht optimistisch zu sein. Das Geltendmachen der tiefenpsychologischen Gesichtspunkte dürfte zwar manche Fragestellung wesentlich verbessern, die zeitliche Distanz zwischen den zu gewärtigenden Antworten aber wohl vergrößern. Man wird gut tun, sich vom großen Fragenkomplex vorläufig kleine Brocken zu holen, in der Hoffnung, aus vielen Teillösungen schließlich zu komplexen Lösungen zu gelangen, aber auch in der unbestimmten Erwartung, das Ergebnis in irgend einem kleinen Einzelfall werde einmal überraschenderweise besondere heuristische Hilfsmittel zur Bewältigung noch ausstehender größerer Zusammenhänge aufbringen. Als jene Sphäre aber, die die größte Möglichkeit vieler einzeln behandelbarer sprachpsychologischer Probleme verheißt, muß wohl das der differentiellen Wortforschung gelten und noch mehr eingengt: das Gebiet des Bedeutungswandels der Wörter. Daß hinter dem Bedeutungswandel das Affektleben steht, darf der Psychoanalytiker erwarten.

Nekrophilie und Sadismus

Im neuesten Heft der „Revue Française de Psychanalyse“ veröffentlicht Marie Bonaparte eine Studie über „Trauer, Nekrophilie und Sadismus“. Mit dem Problem der Nekrophilie hatte sich früher bereits Ernest Jones in seiner Monographie über den Alptraum beschäftigt. Er unterschied zwei Formen der Nekrophilie, von denen die eine, normalere, eine Art von übermäßig ausgedehnter Trauer ist: die hartnäckige

Ablehnung des Todes einer geliebten Person, ein Verhalten, das schon bei den Alten, auch in der altjüdischen Geschichte (Herodes!) und im Mittelalter wiederholt geschildert worden ist. In der Literatur der neueren Zeit haben Heinrich von Kleist (Die Marquise von O.), Otto Ludwig (Marie), Zacharias Werner in seinen „Kreuzesbrüdern“ und manche andere Autoren diese „Liebe über den Tod hinaus“ künstlerisch behandelt. Marie Bonaparte fügt als weiteres Beispiel Victor Hugos Quasimodo in seinem Roman „Notre-Dame de Paris“ hinzu, der in seiner ungestillten Leidenschaft für Esmeralda sich nach deren Tod in ihr Grab legt. Die andere Form der Nekrophilie, die schauerlichere von beiden, ist vielleicht die extremste Perversion des menschlichen Liebestriebs, die sich denken läßt. Sie findet ihre Befriedigung an Leichen, an denen der Geschlechtsakt vollzogen wird, oder — charakteristischerweise — durch Zerfleischen und Verschlucken des Fleisches des Leichnams. Es handelt sich hier — wie Marie Bonaparte ausführt — offenbar um eine Regression zu den allerprimitivsten Formen des oralen und analen Sadismus. Diese letztere Beziehung, die anale, ergibt sich aus dem engen Zusammenhang zwischen Kot und allen in Verwesung übergegangenen Stoffen, speziell menschlichen Leichen. Zu dieser letzteren Art der Nekrophilen, die ihrem Wesen nach polygam sind, haben Bertrand und Ardisson gehört, während Edgar Poë Vertreter der ersten Kategorie ist, und zwar in latenter und sublimierter Form.

Die Ätiologie der Nekrophilie ist nicht leicht zu erschließen. Es hilft uns nichts, wenn wir eine prägenitale, sadistische Libidofixierung voraussetzen. Auch der Wunsch, die wehrlose Mutter zu besitzen, der in der Phantasie des Kindes während des Schlafs der Mutter auftauchen konnte, vermag keine Determinierung zu liefern. Denn die einen bleiben an solche Erinnerungen fixiert, die anderen nicht. Es müssen da quantitativ bestimmende Faktoren in der persönlichen Sexualentwicklung eine Rolle spielen, die wir nicht abschätzen können, und außerdem ein qualitatives Element, vertreten durch ein determinierendes Erlebnis in der Kindheit.

Ein anderes Problem, das Marie Bonaparte heranzieht, ist die Verwandtschaft zwischen den Nekrophilen und den sadistischen Mördern. Warum wird der eine ein Bertrand und der andere ein Kürten? Alle diese Anormalen sind nach der Ansicht von Marie Bonaparte über ihre konstitutionelle Veranlagung hinaus an gewisse sadistische Erlebnisse ihrer eigenen frühkindlichen Libidoentwicklung fixiert. Auch darf man nicht vergessen, welche Bedeutung die Beobachtung des Koitus durch das Kind besitzt, und wie oft der Koitus vom Kinde, besonders in proletarischer

Umwelt, als sadistische Aggression erlebt wird. So wird der Vater für das Kind zum Vorbild jedes Mörders. Man weiß, daß der Mörder Kürten als Kind sexuelle Akte seines Vaters nicht nur mit der Mutter, sondern auch dessen Angriffe auf die kleine Schwester miterlebt hat, daß dieser Vater, als Kürten 13 Jahre alt war, wegen Inzests mit der Tochter gerichtlich verurteilt wurde, und daß die ganze Familie, Eltern und 10 Kinder, in einem Zimmer lebten. Die gewiß schon von Haus aus besonders starken aggressiven Triebe Kürtens mußten durch diese Brutalität des Vaters eine beträchtliche Verstärkung erfahren. So wurde der sexuelle Akt für Kürten auf Grund seiner frühkindlichen Erlebnisse zu einer primitiven sadistischen Aggression, die er in der typischen Identifizierung mit dem Vater später in seinen verschiedenen Lustmorden wiederholte.

Aus der Gegenüberstellung dieses typischen Lustmörders mit dem Nekrophilen ergibt sich für Marie Bonaparte die Vermutung, daß der Unterschied zwischen beiden den Punkt der Fixierung an die sadistisch-infantile Vorstellung des Koitus betrifft. Während der sadistische Mörder sich mit dem Vater identifiziert und die Mordtat im Koitus selbst vollzieht, wagt dies der Nekrophile nicht: er weicht vor dieser völligen Identifizierung mit dem Mörder-Vater zurück, er überläßt dem Vater die Verantwortung für den Mord und nützt diese Mordtat erst nachträglich aus. Für ihn spielt das Schicksal die Rolle des mordenden Vaters. Kürten vertrat bei seinen Opfern gleichzeitig den Vater und das Schicksal, Ardisson begnügte sich damit, so wie er einst als Kind neben seinem Vater und dessen schlafenden Geliebten gelegen hatte, die Frauen zu besitzen, nachdem sie der Vater (das Schicksal) „getötet“, das heißt besessen hatte. So erscheint der ausgesprochene Nekrophile als ein sicher sadistischer, aber zugleich ängstlicher Sohn, den die Furcht vor dem Vater einschüchtert. Mit seinem Hammer, diesem Aggressionssymbol, verkörpert Bertrand den Sadisten gegenüber der Frau, jedoch einer Frau, die schon tot ist. Er begnügt sich mit dem, was der Vater ihm übrig ließ, er nimmt aus dem Sarge, das ist das Bett, was das Schicksal, das wie der Vater tötet, ihm ließ.

Die Erinnerung an die Frau, die nach dem Koitus mit dem Vater geschlafen hat, scheint, wie aus dem Fall Ardisson hervorgeht, nach Marie Bonaparte eine wichtige Rolle im Unbewußten zu spielen. Nach ihrer Ermordung (= Koitus) schläft die Frau, und der Schlaf ist in allen Völkermythen der Bruder des Todes. Man erinnert sich hier des seltsamen Helden bei Proust, der am Körper der schlafenden Albertine Befriedigung findet.

Sch.

Psychologische Erkenntnis und Leiden

Von

Theodor Reik

In der Kontroverse darüber, ob und warum die Durchführung der eigenen Analyse eine notwendige Voraussetzung des tieferen Verständnisses der analytischen Methode und der analytischen Erkenntnisse bildet, hat die Dialektik manche Triumphe gefeiert — und nicht nur bei den Gegnern der Psychoanalyse, denen wir Erfolge dieser Art niemals mißgönnt haben.

Es wäre eine falsche Vorstellung, wenn man annehmen wollte, daß die Frage, welches der beste Weg zur Erwerbung der analytischen Kenntnisse sei, unter uns Analytikern entschieden ist. Die Empfehlung der Reihenfolge: eigene Analyse — Studium der wissenschaftlichen Literatur — Kontrollanalyse gibt nichts als ein grobes und unzureichendes Schema. Es besteht mancher Zweifel bei einigen von uns, ob dies die beste Art des analytischen Studiums sei. Wo solche Zweifel nicht bestehen, gibt es doch eine Reihe von Unsicherheiten über die Voraussetzungen und näheren Bedingungen des Durchlaufens der drei Phasen, die jenem Schema zugrundeliegen, verbleibt eine Anzahl von Problemen über ihre Tragweite und die Art ihrer Wirksamkeit. Manche von ihnen werden auch nicht gelöst werden können, solange wir nicht über eine viele Jahre, zumindestens drei Generationen umfassende Erfahrung verfügen.

Die Notwendigkeit der eigenen Analyse für den Lernenden ist keinem Analytiker zweifelhaft; sie gehört zu den Überzeugungen, welche uns zwar durch theoretische Überlegungen nahegelegt, durch Erfahrungen der Praxis aber aufgedrängt werden. Kann man zur Erörterung des vielerörterten Gegenstandes etwas Neues beitragen? Vielleicht doch, wenn man sich des Ehrgeizes begibt, völlig Unbekanntes finden zu wollen, und nur einiges Ungesagte sagen, von Vielen Gefühltem eine Stimme geben will. Noch solches Zungenlösen ist nicht ohne Gefahr. Man kann nicht wissen, was das bisher Stumme den Lernenden zu sagen hat und wie diese es aufnehmen werden. Aber wird es auch willkommen scheinen, wenn es teuer nicht die Gunst erkaufte? Ein solcher Zweifel ist nicht unbegründet. Er mag mancherlei Gedanken, er kann doch keine Bedenken in uns wachrufen. Wen es zum Beruf des Analytikers drängt und mehr noch, wer die Berufung

zu analytischer Forschung in sich fühlt, darf vor schmerzlichen Einsichten nicht zurückschrecken.

Dieser Satz enthält eigentlich schon die Wahrheit, die unausgesprochen unter uns lebt und die ich nur scharf formulieren will. Es ist die Tatsache, daß eine tiefgehende und tiefwirkende Erfassung der wesentlichen Erkenntnisse der Psychoanalyse das Ertragen eines bestimmten Ausmaßes von Leiden zur unerläßlichen Voraussetzung hat. Dieser Satz klingt einfach und verständlich genug und ist doch geeignet, gewisse Mißverständnisse hervorzurufen — sogar unter Analytikern. Es gibt in jeder Menschengruppe einige Dinge, die als selbstverständlich vorausgesetzt werden und die man nur aussprechen muß, um sie zum Objekt ernster Meinungsverschiedenheiten zu machen.

Zur Verdeutlichung will ich vorausschicken, daß mit Absicht das Wort *Leiden* gewählt wurde. Ich hätte wohl sagen können, und es wäre gewiß berechtigt gewesen zu sagen, daß ein solches tieferes Verständnis kraft bestimmter psychologischer Bedingungen nur möglich ist, nachdem man ein gewisses Stück Unlust ertragen gelernt hat. Es kam aber darauf an, den wesentlichsten, bedeutsamsten Teil dieser Unlust zu bezeichnen, gerade jenen, der sich mit dem Erwerb der wichtigsten analytischen Erfahrungen verknüpft, und für diesen Teil kenne ich keinen anderen Namen als den des *Leiden*. Es ist gewiß vorsichtig, die Dinge nicht bei ihrem oft erschreckenden Namen zu nennen, es ist aber nicht in gleichem Ausmaße aufrichtig.

Wie, die Erkenntnis objektiv geltender Wahrheiten, bestimmter, von jedem und vor jedem nachweisbarer Gesetzmäßigkeiten, typischer Konstellationen sollte davon abhängig sein, daß der Beobachter, der Lernende unter ihnen gelitten hat? Man wird sagen — und man hat es oft gesagt — daß eine Voraussetzung so subjektiver Art in der wissenschaftlichen Forschung unerhört ist, daß sie an die Art, religiöse Heilswahrheiten zu erwerben, erinnere, daß sie geeignet sei, die Prüfung der objektiven Tatbestände zu gefährden, daß eine solche Bedingung noch niemals an die Erlangung psychologischer Erkenntnisse geknüpft wurde und anderes. Solchem Sturm der Argumente nicht gewachsen und in der Dialektik nicht geschult, wollen wir uns gar nicht bemühen, zusammenzutragen, was gegen Einwände dieser Art anzuführen ist. Wir wollen nur daran erinnern, daß die Bedingungen für den Erwerb bestimmter Erkenntnisse nicht von der Willkür des Lehrers, sondern in erster Linie von der Art dieser zu erwerbenden Kenntnisse abhängt.

Es ist die besondere Art der Kenntnisse, welche jenen Satz rechtfertigt — und nicht nur der Kenntnisse, sondern auch der Erfahrungen, die zu erwerben sind. Die wichtigsten analytischen Erkenntnisse sind in ihrer ganzen Bedeutsamkeit ohne Aufhebung der Verdrängung nicht zu erlangen. Hier stoßen wir auf einen zentralen Begriff. Motiv und Absicht der Verdrängung war nichts anderes als die Vermeidung von Unlust. Die Aufhebung der Verdrängung muß Unlust — hier im weitesten Sinn genommen — erwecken. Diese Aufhebung der Verdrängung, die Bewältigung der Widerstände, die bestimmte Vorstellungen und Affektbeträge ihrem Bewußtwerden entgegensetzen, ist aber die unerläßliche Bedingung der Erkenntnis der wichtigsten analytischen Erkenntnisse. Es sind gewiß nicht nur narzißtische Empfindlichkeiten des Einzelnen, welche von der Analyse berührt werden, es ist mehr und anderes. Es kommen hier die teuersten Illusionen in Frage, teuer oft auch in dem Sinne, daß ihre Aufrechterhaltung mit besonders großen Opfern erkaufte wurde, die lieb- und liebtgewordenen Anschauungen und Überzeugungen, welche die Analyse erschüttert, die alten Denkgewohnheiten, deren sie uns entwöhnt. Ihre Erkenntnisse lassen Gefahren vor uns aufsteigen, deren wir längst Herren geworden zu sein schienen, lassen Gedanken auftauchen, die zu denken wir nicht gewagt, lassen Gefühle erwachen, vor denen wir uns ängstlich gehütet haben. Die Analyse bedeutet einen Einbruch in das Reich des gedanklichen und affektiven Tabus und erweckt so alle Abwehrreaktionen, welche jenes Gebiet beschützen. Jeder Fußbreit dieses Bodens wird auf das Hartnäckigste verteidigt und umso hitziger verteidigt, je mehr Mühe seine Eroberung und Erhaltung gekostet hat. Dort aber, wo die Analyse an die tiefste und empfindlichste Schicht der Persönlichkeit gelangt, kann sie nicht eindringen, es sei denn unter Schmerzen.

Man sagt nichts Falsches, wenn man versichert, wer die Analyse wirklich verstehen will, muß sie und ihre Wirkungen an sich erfahren, aber man sagt etwas Unscharfes, umschreibt eher die Sachlage als sie zu beschreiben. Es ist richtig zu sagen, die bedeutsamsten Erkenntnisse der Analyse müßten selbst erlebt werden. Es ist indessen richtiger, kommt dem Wesentlichen näher, wenn man frei äußert: diese psychologischen Erfahrungen sind von der Art, daß sie selbst erlitten werden müssen. Freud spricht einmal davon, daß sich ein Patient eine Überzeugung, die ihm nicht genehm war, auf dem schmerzlichen Umwege über die Übertragung holen mußte. Nicht

immer auf diesem Umwege, aber immer auf schmerzlichem Wege gelangt man zu den tiefsten Erkenntnissen der Analyse.

Es gilt, in dieses Problem hineinzuleuchten, dort wo seine dunkelsten Winkel liegen: vielleicht gehört die subjektive Leidensfähigkeit, besser gesagt, die Fähigkeit, schmerzliche Erkenntnisse zu akzeptieren und zu verarbeiten, zu den wichtigen prognostischen Kennzeichen des analytischen Studiums. Dieser Gesichtspunkt ist umso wichtiger, als die Erlangung analytischer Erkenntnisse noch immer zu sehr als ein intellektueller Vorgang beschrieben wird. Wie mir scheint, haben wir kein Recht, dem Lernenden vorzuenthalten, daß gerade die tiefsten analytischen Erkenntnisse nicht zu haben sind, wenn er davor zurückscheut, sie mit einem Stück persönlichen Leidens zu erkaufen. Der Studierende wird auf seinem Gange zu diesen wichtigsten analytischen Erkenntnissen von vielen gefährlich aussehenden und unheimlich wirkenden Gestalten erschreckt werden wie die Helden, die im Märchen hohe Ziele verfolgen. Ohne die Bewältigung solcher Schreckbilder kann man über eine bestimmte Grenze des psychologischen Verständnisses nicht hinausdringen.

Man muß diese Angst, dieses Leid auch wirklich und in seiner ganzen Nachhaltigkeit erlebt, erlitten haben, sonst bleibt alle Erkenntnis oberflächlich und schal. Tapfer ist nicht, wer die Gefahr nicht kennt und sie besteht. Tapfer ist, wer sich zuerst sehr gefürchtet und seine Furcht im Dienst einer Aufgabe überwunden hat.

Gibt es nicht auch eine Reihe psychologischer Einsichten, welche die Analyse vermittelt, ohne daß der Lernende sie auf schmerzliche Art erwirbt? Gewiß, wir haben hier von dem bedeutsamsten, theoretisch wie praktisch wichtigsten Stück der Analyse gesprochen, das vom Verdrängungsproblem ausgeht und von ihm abhängig bleibt. Ein tieferes Verständnis dieser Fragen setzt aber voraus, daß die eigenen Konflikte verdeutlicht werden, daß man Einblick in die schwächsten und gefährdetsten Gebiete des eigenen Ichs gewinnt, daß alles aufgeweckt und aufgerührt wird, was tief in uns schlief — wenn es schlief. Dieses Stück Kenntnis ist nur um den Preis persönlichen Einsatzes, bewußt gefühlten Leidens zu erkaufen. In diesem Sinne hat die Lektüre analytischer Schriften, der Besuch analytischer Vorlesungen nur die Bedeutung der Vorbereitung zum Erwerben analytischen Verständnisses. Es vermittelt sicher nicht jenes Durchdringen, das allein den Namen des Verstehens verdient, bleibt an der Oberschicht des nur-intellektuellen Verständnisses und erweist sich als wenig resistent. Ich

meine, der Lernende muß jedes Stück der analytischen Lehre noch einmal entdecken, nachdem er gehört hat, daß es entdeckt wurde. Nur das eigene Erleiden vermittelt jenen Einblick in die seelische Schicht, aus der die bedeutsamsten analytischen Erfahrungen kamen. Für den, der die Analyse in dieser Tiefe kennen und verstehen will, gilt: wer hören will, muß auch fühlen.

Psychoanalyse der Politik

Eine Kritik

Von

Otto Fenichel

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß die Anwendung der Psychoanalyse auf Natur- und Geisteswissenschaften diese Wissenschaften selbst nicht ersetzen kann und will. Sie will, wie oft gesagt worden ist, lediglich die autonomen Forschungsergebnisse und -methoden ergänzen, wobei der relative wissenschaftliche Wert dieser Ergänzungen an verschiedenen Stellen ein sehr verschiedener sein dürfte. Es ist ebenso selbstverständlich, daß ein Analytiker, der seine eigene Denkweise und Arbeitsmethode auf ein fremdes Gebiet übertragen will, erst einmal dieses Gebiet, seinen Gegenstand und die ihm adäquaten Arbeitsmethoden genau kennen muß; andernfalls werden seine Bemühungen nicht zu wissenschaftlichen Resultaten, sondern zur berechtigten Kritik der Fachleute führen.

Heft 5 des Jahrgangs III (1931) der „Psychoanalytischen Bewegung“ führt den Untertitel „Psychoanalyse der Politik“. Es schickt seinem Inhalt vier Motti voraus, deren erstes lautet:

Es gibt wenig Menschen, die sich den starken und unerschrockenen Gebrauch ihres Verstandes gestatten und ihn mit ganzer Kraft auf alle Gegenstände anzuwenden wagen. Die Zeit ist gekommen, wo er angewendet werden muß: auf die Gegenstände der Moral, der Politik und der Gesellschaft; auf Könige, Minister, Große und Philosophen; auf die Prinzipien der Wissenschaften, der Künste und vieles andere. (Nicolas Chamfort.)

Was wurde zur Erreichung dieses Zieles, der Anwendung der Vernunft auf die Politik, schon geleistet, und wo und inwiefern kann die Psychoanalyse diese Leistungen ergänzen?

Von allen Arbeiten, die in diesem Heft enthalten sind, untersucht lediglich die von Fromm diese selbstverständliche methodologische Frage, ohne

deren Beantwortung ein fruchtbares Eingehen auf die Probleme selbst uns unmöglich scheint. Aus seinen sehr lesenswerten Ausführungen will ich hier nur zwei Stellen zitieren, deren Nichtbeachtung in den übrigen Arbeiten uns besonders folgeschwer erscheint:

Es versteht sich von selbst, daß bei der Analyse sozialpsychologischer Erscheinungen ebenso gründliche und umfangreiche Kenntnisse des „Lebensschicksals“ nötig sind, wie bei der Analyse einer Einzelpersonlichkeit, das heißt aber praktisch die genaue Kenntnis der ökonomischen, sozialen und politischen Situation der zu untersuchenden Gruppe. Es ist ebenso klar, daß die Analogiebildung zwischen neurotischen Symptomen und sozial-psychischen Erscheinungen und Versuche, diese durch jene zu erklären, von noch geringerem wissenschaftlichem Wert sein müssen, als etwa die Deutungen, die ohne Kenntnis des Lebensschicksals und der Lebenssituation eines Menschen von seinen Symptomen, Charaktereigenschaften oder Träumen gegeben werden, rein aus der Analogie mit anderen bereits analysierten Fällen.

Das quasi-neurotische Verhalten der Massen, das ein adäquates Reagieren auf aktuelle, reale, wenn auch schädliche und unzweckmäßige Lebensbedingungen ist, wird sich also nicht durch „Analysieren“, sondern nur durch die Veränderung und Beseitigung eben jener Lebensbedingungen „heilen“ lassen.

Die anderen Autoren — von den beiden wegen ihres speziellen Inhalts nicht eigentlich zum Thema gehörigen Arbeiten von Staub und Grant Duff abgesehen — kümmern sich um diese Dinge nicht, überspringen Probleme, wie das vom prinzipiellen Unterschied zwischen Individuum und Masse, oder das von der höheren Relevanz der Außenweltreize für historische Vorgänge vollständig. Sie sehen diese und ähnliche Probleme überhaupt nicht.

Es ist verständlich, warum das Thema „Psychoanalyse und Politik“ heute in der Luft liegt. Die politischen und die mit ihnen verbundenen wirtschaftlichen Dinge können nicht mehr ignoriert werden, wenn sie mit so harter Hand jedem bemerkbar in das Leben jedes Einzelnen eingreifen. Dem Psychoanalytiker treten sie jeden Tag mit verstärkter Intensität im Leben seiner Patienten und in seinem eigenen entgegen. Die Not zwingt ihn, sich um ihr Verständnis zu bemühen. Ist er unbescheiden, so meint er, er werde angesichts des irrationalen Charakters aller dieser Dinge mit seiner Wissenschaft viel zu ihrem Verständnis beitragen können. Uns scheint, es würde ihm mehr geziemen, bescheidener zu sein und etwas seinem eigenen Forschungsgebiet Fremdes erst einmal zu lernen, um die auf das Unbewußte seiner Patienten als Reiz einwirkende Realität besser zu begreifen.

Platzmangel verbietet es, auf alle Arbeiten dieses Heftes mit gebührender Ausführlichkeit einzugehen. Wir können uns nur in knappster Weise mit der Arbeit von Laforge „Schuldgefühl und Nationalcharakter“ und ihrer Fortsetzung „Gold und Kapital“ (Heft 6 desselben Jahrgangs) kritisch befassen.

In diesen Arbeiten erscheint nicht nur die Übertragung psychoanalytischer Befunde auf soziale Phänomene problematisch, sondern auch die psychoanalytischen Ansichten selbst, die da übertragen werden. Deshalb können wir nicht anders vorgehen als zunächst einleitend die rein psychoanalytischen Ansichten Laforgues psychoanalytisch zu kritisieren.

Was ist Angstlust? Was ist Strafbedürfnis?

Angst und Straferduldung sind zweifellos unlustvolle Phänomene. Die Psychoanalyse, die das Lustprinzip für den Regulator des seelischen Geschehens hält, versteht deshalb ohne weiteres, was ja die tägliche Erfahrung hundertfach zeigt, daß die Menschen alles tun, um diese Erlebnisse zu vermeiden. Sie sieht sich aber vor ein Problem gestellt, wenn bei manchen Erscheinungen das Lustprinzip aufgehoben scheint, indem Menschen das Erdulden von Unlust aufsuchen. Bei der Untersuchung dieses Problems darf man aber von Anfang an nie aus den Augen verlieren, daß es darum geht, eine Ausnahme zu erklären, und daß es unmöglich angehen kann, aus der Ausnahme die Regel zu machen und etwa zu behaupten, daß, wie der Erwachsene Lust, das Kind primär Angst und Strafe aufsuche.

Wie steht es also wirklich mit der Angstlust? Zweifellos lieben Kinder das Anhören von gruseligen Märchen, weil das Fürchten dabei „angenehm“ ist. Dies ist nicht so schwer zu verstehen, wenn wir uns daran erinnern, daß Freud sagte: „Es ist leicht, durch gleichzeitige Beobachtung wie durch spätere Erfahrung festzustellen, daß alle intensiveren Affektvorgänge, selbst die schreckhaften Erregungen auf die Sexualität übergreifen, was übrigens einen Beitrag zum Verständnis der pathogenen Wirkung solcher Gemütsbewegungen liefern kann.“ (Ges. Schr. Bd. V, S. 78.) Das Erleben von Angst kommt also als Sexual-Quelle in Betracht. Wie steht das nun dazu, daß wir doch annehmen, die Angst sei das wichtigste Verdrängungsmotiv, und der Mensch verzichte lieber auf seine sexuelle Befriedigung, als daß er Angst erlebe? Ohne auf die komplizierten Probleme des Masochismus eingehen zu wollen, genügt uns die Banalität, daß eine Angst, die als Triebquelle ausschlaggebend in Betracht kommen soll, eben eine gewisse Intensitätsgrenze nicht überschreiten und einen bestimmten „unernsten“ Charakter nicht verlieren darf. — Analoges gilt für die Strafe. Ihre Unlust kann nur unter zweierlei Umständen ausnahmsweise nicht nur geduldet, sondern sogar angestrebt werden. Entweder wenn es gilt, noch stärkere Unlust, eine noch härtere Strafe als die angestrebte, zu vermeiden, also aus der Erfahrung, daß Strafe Schuld „ungeschehen macht“, daß nach vollzogener Strafe die Eltern wieder „gut“ sind, so daß die große Unlust: Liebesentzug durch die kleine Unlust: Straferduldung ersetzt ist. (Das Strafbedürf-

nis ist einem Absolutionsbedürfnis subordiniert.) Oder aber wenn ganz bestimmte, durch die Analyse aufdeckbare Kindheitserlebnisse den femininen Sexualwunsch in den masochistischen, geschlagen zu werden, und diesen wieder in den „moralisch-masochistischen“, vom „Schicksal“ geschlagen zu werden, verwandelt hat. Diese Ausnahmen müssen für die praktische Psychoanalyse von schwerwiegender Bedeutung sein. Für triebtheoretische Überlegungen scheinen sie uns von geringerer Bedeutung, da prinzipiell zweifellos Triebe (Es) gegen Angst und Strafe (Abwehrkräfte des Ichs) stehen.

Es ist sehr dankenswert, daß Laforgue das interessante Gebiet der „Erotisierung“ der Angst erforscht hat. Wenn er aber dabei unter dem Eindruck der von ihm gesehenen Tatsachen zu theoretischen Formulierungen kommt wie:

Im Laufe dieser Untersuchung haben wir die Möglichkeit der Verwandtschaft von Angst und Orgasmus studiert und in Erwägung gezogen, inwieweit die Angst (nicht die Realangst, sondern die erotisierte Angst), die infantile Form des Orgasmus darstellen könnte . . .

so halten wir diese für ungerechtfertigt. Denn was erotisierte Angst in der Kindersexualität sein kann, ist Triebquelle, Erregungsanlaß, also nicht Erregung oder Befriedigung selbst, und man braucht nicht erst die „Drei Abhandlungen“ in die Hand zu nehmen, sondern nur ein Kind einmal mit anderen oder im Alleinsein zu beobachten, um zu sehen, auf wie mannigfaltige Weise auch ohne jede Angst und Unlust es in sexuelle Erregung geraten kann. Auf die Frage, inwieweit es einen infantilen Orgasmus überhaupt gibt, wollen wir dabei nicht eingehen, sondern nur des Umstands gedenken, daß die plötzliche Entspannung den Orgasmus charakterisiert; Angst aber wird immer als Spannungserhöhung erlebt, sei es als rein unlustvolle, sei es als gemischt lust-unlustvolle. (Von einem Schmerz könnten wir uns vorstellen, daß er unter Umständen entspannend wirkt, nämlich wenn er eine Angst verhindert und zum Erlebnis führt: „Nun ist es endlich da, nun brauche ich mich nicht mehr zu fürchten.“) Deshalb vermögen wir keineswegs dem Satz von Laforgue zuzustimmen:

Angst, Schmerz und Leid können der Sättigung eines Bedürfnisses dienen, und dies Bedürfnis steckt der Libidoentwicklung bis zu einem gewissen Grade ihre Grenzen. Es ist eine noch offene Frage, inwieweit sie nicht die hauptsächlichste erotische Befriedigung der infantilen Psyche bilden,

denn die unlustfreie genitale, anale und orale, autoerotische und objektlibidinöse Befriedigung ist für die infantile Sexualität sicherlich nicht von weniger Belang als Angst- und Schmerzerlebnisse.

Die merkwürdige Theorie, das Kind habe Angst, der Erwachsene statt dessen sexuelle Befriedigung, wird nun auf das soziale Gebiet übertragen. Die Struktur einer Gesellschaft soll danach beurteilt werden, wie weit sie auf Angsterzeugung und -erdduldung, wie weit auf genitale Befriedigung ausgeht. Die primitiven Gesellschaften seien eben reine „Angst-Gesellschaften“. Insofern wir alle noch infantil sind, sei auch unsere heutige Gesellschaft wesentlich zur Befriedigung der Angstbedürfnisse bestimmt; die zukünftige Gesellschaft dagegen werde genital orientiert sein.

Aus der Theorie in die Praxis übersetzt heißt das: Die Gesellschaft schafft sich prügelnde Polizeibeamte an, weil der Arbeiter so gern geprügelt sein möchte, wie das kleine Kind gern schaurige Geschichten hört!

Laforge will alle gesellschaftlichen Phänomene nach dem Vorbilde des moralischen Masochismus begreifen, so als ob man aus der unbewußten Sexualisierung der Funktion des Gehens beim Hysteriker darauf schließen wollte, daß wir eigentlich gehen, um Wollust zu erleben, nicht um von einem Ort zum anderen zu gelangen. Dies sei durch ein Zitat belegt:

Somit standen wir vor der Frage: Bis zu welchem Grade wird die Polizei-Autorität in einem Staate in den Dienst der homosexuellen sadomasochistischen Libidobefriedigung der Masse gestellt, ebenso wie es mit religiösen Vorstellungen, wissenschaftlichen Theorien und Fürstenthronen geschehen kann? Oder mit anderen Worten: Bis zu welchem Grade dient die Gesellschaftsordnung der Befriedigung des Bedürfnisses des Einzel-individuums in der Masse, einerseits gequält, verängstigt oder gehemmt zu werden, andererseits zu quälen, zu verängstigen und zu hemmen?

Wovon aber hängt es ab, ob ein Individuum zum „einerseits“ oder „andererseits“ gehört? Könnte es nicht auch so sein, daß diejenigen, die faktisch „gequält“ werden, gar kein Verlangen danach haben, sondern daß die, die faktisch „quälen“, ihnen dies aufzwingen, weil sie die Macht haben? Wir stehen hier vor einem doppelten logischen Fehler: Erstens ist die Analogie zwischen Individuum und Sozialorganismus hier unangebracht, denn beim Individuum besteht das Problem eben darin, daß der Wille zur Vermeidung der Qual und der zu ihrer Herbeiführung in ein und derselben Person vorhanden sind und daraus Konflikte entstehen. In der Gesellschaft aber ist das Quälen und das Gequältwerden auf verschiedene Menschen verteilt, und es bleibt die Möglichkeit offen, daß diese beiden Personen-gruppen in Wahrheit beide quälen wollen und nur verschiedene Stärke besitzen. Zweitens aber will auch das normale oder das durchschnittliche neurotische Individuum gar nicht Leid haben, sondern Lust, und das Leid passiert gegen seinen Willen. Der Schluß, weil die psychoanalytische Klinik die Existenz des problemreichen moralischen Masochismus nachgewiesen hat,

wären seine Mechanismen normal, und das soziale Elend diene seiner Befriedigung, den Laforgue faktisch zieht, könnte als Musterbeispiel eines Trugschlusses dienen. Und wenn die ganzen äußeren Institutionen zur Leidzufügung für „Verbrecher aus Schuldbewußtsein“ bestimmt sein sollen, also dazu, eine Projektion des intrapsychischen Über-Ichs zu ermöglichen, so übersieht Laforgue vollständig, daß dieses intrapsychische Über-Ich ja umgekehrt nur solche reale Institutionen der Außenwelt verinnerlicht hat.

Aber auch schon der Nachweis der Angstvorherrschaft primitiver Kulturen bleibt an sich problematisch. Laforgue behauptet:

Inwieweit diese Situation eine bedeutende Hemmung der Geschlechtsfunktion des Primitiven bedingt mit weitgehender manifester Homosexualität bei Männern und Frauen und teilweiser Impotenz beim normalen Geschlechtsakt, bleibt ein näher zu untersuchendes Problem.

Und:

Unserer Vermutung nach wird vielleicht das, was wir Orgasmus nennen, nur unter ganz besonderen Bedingungen, wie Massentänze und Ekstasen, Koitus als religiöses Zeremoniell, erreicht; weiterhin glauben wir, daß außerhalb dieser Bedingungen der normale Geschlechtsakt mit einem Weibe nur sehr schwer zustande kommen kann, ebenso gut aus äußeren wie aus inneren Hemmungen heraus.

Die Idee, daß die Primitiven nicht, noch nicht sexuell wären, ist gewiß sonderbar. Es kann zwar sicher einen Sinn haben, von mehr „anal“ und mehr „genitalen“ Kulturen zu sprechen (was wäre dann der Kapitalismus?), aber die schwierigen sich hier ergebenden Probleme müßten erst erörtert werden. Jedenfalls geht es nicht an, die so verschiedenen und oft so komplizierten Wirtschaftsverhältnisse aller primitiven Völker mit dem einen Satz abzutun:

Es herrscht ein mehr oder weniger absoluter Kommunismus, und dieser Kommunismus ist nicht das Ergebnis einer Theorie; er entspricht einem affektiven Bedürfnisse, Unterschiede — (auch sexuelle?) zu verleugnen.

Mit der Vorherrschaft der Angstlust gehe nämlich der Umstand Hand in Hand, daß die Primitiven, um eben Leid zugefügt zu erhalten, sich ganz und gar dem Häuptling, einer abstrakten Macht oder dem Kollektiv unterordnen und darauf verzichten, Individuum zu sein. (Man beginnt zu ahnen: der Kapitalismus hat die Produktionsweise tatsächlich völlig kollektiviert. Droht die Konsequenz, daß, um das Individuum außerhalb der Arbeit wieder zu befreien, auch die Produktionsmittel vergesellschaftet werden könnten, so fürchtet der Besizende den Verlust seiner individuellen Sonderrechte und stellt deshalb alles „Kollektive“ als „noch primitiv“ dar.)

Die Entwicklung tendiere nun vom Infantilen, Kollektiven, Angstvollen, die bei den Primitiven vorherrschen, zum Fortgeschrittenen, Individuellen, Genitalen. In der heutigen Gesellschaft findet Laforgue das Schuldgefühl noch ebenso erotisiert wie beim Primitiven, jedoch sei sie

durch ein rasches Fortschreiten oder zum mindesten Verändern charakterisiert, was eine Anhäufung des Schuldgefühls determinieren mag mit periodisch auftretenden Entladungen desselben.

Der Fortschritt sei eben

kennzeichnend für die stark wirkenden genitalen Befreiungstendenzen der früher in der analen Mentalität der Feudalität fixierten Individuen der westeuropäischen Masse.

Also wir sind in unserer Naturfremdheit und in einer Welt, wo Liebe zur Ware geworden ist, der Genitalität schon so viel näher gerückt, als es die Primitiven waren, wofür die sexuelle Befreiung der Frau in den letzten 50 Jahren der Beweis sein soll! Warum aber sind wir noch nicht ganz genital? Da das Strafbedürfnis der Gegenpol der Genitalität sein soll: weil wir immer noch Strafbedürfnis haben.

Merkwürdig ist allerdings, was Laforgue neben anderen Erscheinungen als einen solchen kontragenitalen Rückschritt empfindet:

Inwieweit die kommunistische Staatsorganisation eine derartige Reaktion darstellt, bleibt natürlich noch dahingestellt. Es würde uns jedoch nicht wundern, falls wir finden würden, daß sie in weitgehendem Maße im Dienste des Strafbedürfnisses steht und infolgedessen eine Reaktion bedeutet, wo unter Form von Diktatur, einer Klasse oder eines Einzelnen, ein primitiveres Gleichgewicht wiederhergestellt wird, das die nach sadomasochistischer Befriedigung ringende freigewordene Libido, der keine Klöster, Kirchen, Päpste, Zensuren, Unteroffiziere und absolute Regierungen mehr zur Verfügung stehen, einer neuen Befriedigungsmöglichkeit zuführt.

Hier ist nicht nur der schon vorhin gerügte Schluß von vorhandenem Leid auf beabsichtigtes Leid gezogen, sondern auch fälschlich vorausgesetzt, daß ungeheures Leid vorhanden ist, ohne zu untersuchen, wer leidet, wie, wie sehr und warum er dies tut. Es ist schade, daß es keinen Maßstab gibt, der die objektive Leidmenge eines Volkes mißt. Wer auf dem Boden der Sowjetunion gewiß viel Leid erduldet hat, das sind die früher Besitzenden, die man ihrer Sonderrechte beraubt hat; es scheint uns fraglich, ob ihre Analyse zeigen würde, daß sie freiwillig, aus Strafbedürfnis, um zu leiden, alles, was sie hatten, den Bolschewisten ausgeliefert haben.

Zum Schluß macht sich Laforgue an eine noch heiklere Arbeit heran:

Wir sind damit am heikelsten Punkte unserer Arbeit angelangt, an dem nämlich, wo wir die allgemeinen großen Gesichtspunkte verlassen und uns mit der Entwicklungsstufe der verschiedenen europäischen Völker beschäftigen wollen.

Und zwar verspricht er den Versuch,

den Grad dieser verschiedenen Entwicklungsstufen objektiv zu werten,

welche „objektive Wertung“ einer Kultur allerdings eine sehr lange wert-theoretische Diskussion erfordern würde, deren Überspringen wir, auch wenn wir gewiß nicht darauf eingehen wollen, Laforgue zum Vorwurf machen müssen. Die „objektive Wertung“ besteht darin, daß alles, was Laforgue für „individuelle Freiheit“ hält, als hochwertig, alles, was für „Gewalt“, für minderwertig angesehen wird. (Aber wie kann eine Schicht das, was Laforgue als individuelle Freiheit ansieht, anders haben und erhalten als durch Gewalt?) Der folgende Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland ergibt in seiner „Objektivität“ die zweifellose Höherwertigkeit Frankreichs. Wenn dabei von der deutschen „Ordnungsliebe“ gesagt wird:

weiterhin fragt man sich, wieso es kommt, daß die Mitbürger sich dies gefallen lassen, so will ich bekennen, daß ich die gleiche Frage auch für den französischen Proletarier nicht unterdrücken kann. Und mitten in einer derartigen Untersuchung des Kulturniveaus der *grande nation* stößt man auf Sätze wie:

Wir müßten die Geschichte eines Volkes von ganz anderen Gesichtspunkten aus als den üblichen ins Einzelne durchstudieren und als Hauptlinien dieser Geschichte nicht Schlachtendaten oder Daten von Geburt und Tod der Könige hervorheben, sondern die Daten der wichtigsten ökonomischen Eroberungen oder Verluste

Ja, wenn Laforgue dies weiß, warum hat er es in seiner Arbeit so gar nicht beachtet? Weil er auch die Ursache der ökonomischen Störungen und Krisen kennt:

Auch ökonomische Störungen und Krisen mögen aus dieser Disposition heraus sich erklären, denn man kann sich ja ganz gut vorstellen, wie die strafbedürftige Volkspsyche gerade zu den entgegengesetzten Maßnahmen treibt als den dem ökonomischen Interesse des Volkes dienenden.

Denn daß es in einem Volke Klassen geben könnte, deren Interessen entgegengesetzt sind, so daß eine Maßnahme der einen dient und der anderen schädlich ist, und umgekehrt, kommt ihm nicht in den Sinn. Und nun verstehen wir auch, warum es z. B. eine industrielle Überproduktion gibt: damit die leidenssehnächtigen Menschen nachher eine Absatzkrise haben!

•

Die Arbeit „Gold und Kapital“ stellt sich die schwierige Aufgabe, die Rolle des Kapitals in der kulturellen Entwicklung aufzuweisen. Ihr Verständnis leidet aber schon unter dem Mangel einer Definition des Begriffes

„Kapital“, welches Wort in der Verbindung „Gold und Kapital“ stets so verwandt wird, als ob das fast Synonyma wären. Und es wird das Problem gestellt:

Wir möchten verstehen, inwieweit Gold und Kapital ihrer Funktion als Tauschwerte entzogen . . .

werden. Aber ist es denn die Funktion des Kapitals, Tauschwert zu sein? Aber der Satz von Laforgue setzt sich fort:

. . . und in den Dienst der Libidobefriedigung der Massen gestellt werden können, einerseits um zu drücken, zu erniedrigen und zu quälen, andererseits um gedrückt, erniedrigt und gequält zu werden.

Die Auffassung, daß das Gequält- und Erniedrigtwerden allgemein eine erlösende Befriedigung wäre, und daß eine Institution, in der dieses Phänomen auftrete, um dieser Befriedigung willen geschaffen sein müßte, soll also nunmehr auch auf Gold und Kapital angewandt werden, und es ist nichts Geringes, was sich Laforgue von solcher Untersuchung verspricht:

Die Erkenntnis dieser Sachlage würde uns erlauben, einen wesentlichen wertbildenden Faktor der wissenschaftlichen Beurteilung zugänglich zu machen, und dürfte in gar mancher Hinsicht zur Ergänzung der sehr schematisch gefaßten Marxschen Werttheorie beitragen.

Aber diese Werttheorie (der Wert einer Ware werde nicht durch das Bedürfnis nach ihr, sondern durch die zu ihrer Herstellung gebrauchte Arbeit, gemessen an der durchschnittlichen zu ihrer Herstellung nötigen Arbeitszeit, bestimmt; mit der Ergänzung, daß für die Ware „Arbeitskraft“ dasselbe Gesetz gilt) wird nicht etwa referiert, diskutiert und als zu „schematisch“ nachgewiesen, sondern von ihr nur ausgesagt, sie sei auf einer bestimmten „affektiven Grundlage aufgebaut“, nämlich auf der Erwartung jedes Gebenden, er werde wiederbekommen, welche Erwartung oft enttäuscht werde. Daß das Wort „Schulden“ eine psychologische Verwandtschaft dieses Begriffes mit dem der „Schuld“ aufweist, daß man heutzutage durch Geldopfer sich von bewußtem und unbewußtem Schuldgefühl loszukaufen sucht, daß man auch Geldopfer bringt, um einen „Freibrief“ für zukünftige „Sünden“ zu erhalten, um Verzeihung und andere Befriedigungen narzißtischer Bedürfnisse von der Außenwelt zu provozieren, ist sicher richtig (jede Analysenstunde beweist es); aber es geht keineswegs daraus hervor, daß diese Mechanismen bei der Entstehung des Geldes und seiner Entwicklung zum Kapital eine relevante Rolle gespielt haben.

Laforgue sieht in jedem, der Zahlung verlangt, einen Sadisten, bei jedem, der Zahlung leistet, ein Strafbedürfnis. Durch das Übersehen der Möglich-

keit, daß das Erdulden von Leid auch gar keine Befriedigung bedeuten, sondern von einer harten Notwendigkeit aufgezwungen sein könnte, wird dem problematischen Strafbedürfnis ein problematischeres Zahlungsbedürfnis koordiniert, das in Wahrheit, wie Analysen analerotisch schuldbewußter Patienten aufweisen, zwar in einzelnen Menschenseelen eine bedeutende Rolle spielen kann, aber gewiß nicht dazu ausreicht, die Rolle des Geldes in der heutigen Gesellschaft zu bestimmen. Versucht man die theoretischen Auslegungen von Laforgue wieder ins Konkrete zu übersetzen, so wird ihre Insuffizienz sofort klar: Weil die Menschen das Bedürfnis haben, um Leid zu erfahren, etwas von sich wegzugeben, haben sie das Geld erfunden als ein Ding, das man ausgeben kann!

Und nun knüpft Laforgue an die in der vorigen Arbeit entwickelte (und von uns bereits kritisierte) Theorie an, daß das Fortschreiten von der „Angststufe der Libido“ zur Genitalität eine progressive Emanzipation des Individuums bedeutete. Zunächst war es so:

Auf dieser Stufe scheint, wie aus der Arbeit Lévy Bruhls hervorgeht, die Autorität, Immu wie überhaupt jeder persönliche Besitz tabu zu sein, d. h. es ist einem einzelnen Mitglied der Sippe aus äußeren und inneren Hemmungen heraus unmöglich gemacht, irgendwie an das Bestehende zu rühren, zu persönlichem Besitz zu gelangen und eine geistige sowie soziale Persönlichkeit für sich mit eigenen Kenntnissen und eigenen Meinungen zu bilden.

Dann aber schritt die Entwicklung vor, und „das Individuum“ eroberte oder erwarb sich das Recht, „selbst Persönlichkeit zu sein, anstatt ein anonymer Teil einer in absolutem Kommunismus lebenden Masse“. Da ein Individuum sein „Recht“ mehr geltend machte als ein anderes, entstanden die verschiedenen Besitzverhältnisse und sozialen Schichtungen, deren Voraussetzung also die Überwindung der „sado-masochistischen Angstlust“ wäre. Wie Laforgue sich diese Entwicklung vorstellt, sei wörtlich wiedergegeben:

Diese oben erwähnte Möglichkeit, sich durch die Macht des Goldes mit der allmächtigen Gottheit zu identifizieren, war unserer Ansicht nach der Ausgangspunkt für jene Entwicklung, die, geschaffen durch Kapitalwirtschaft, immer mehr Individuen aus der untersten Stufe sozialer Einfügung herausriß und sie dazu brachte, ihre sadomasochistische LibidoEinstellung von der Gottheit weg auf das Gold, oder wie man es später nennt, Geld zu übertragen, wodurch sie es fertig bringen, sich mit der Goldmacht zu identifizieren und höher und höher in der Gesellschaft emporzukommen. Diese Loslösung aus dem ursprünglichen sozialen Rahmen und das Emporsteigen in der sozialen Hierarchie erfordert eine ungeheure Anpassungsarbeit, die unter dem Einfluß der modernen kapitalistischen Entwicklung von immer mehr Individuen der Masse unter Hochdruck geleistet werden muß.

Und das muß man sich nun überlegen! Wodurch entstand diese Möglichkeit? Wenn wir Laforgue richtig verstehen, durch ein psychologischer

Forschung transzendentes biologisches Moment, das die Unterbringungsorte der Libido der Menschheit wie ein *Deus ex machina* verschob. Wovon hängt es dann weiter ab, wie viele Individuen und welche „aus der untersten Stufe sozialer Einfügung“ herausgerissen wurden? Woher gibt es überhaupt diese Stufen? Offenbar entstehen sie nach Laforgue erst im Moment des Privatbesitzes an Gold, und die höhere Stufe hat eben der Mensch, in dem sich jenes biologische Entwicklungsprinzip früher oder intensiver auswirkt, denn wenn die Menschen, die sich „durch die Macht des Goldes mit der allmächtigen Gottheit identifizierten“, „aus der untersten Stufe der sozialen Einfügung“ herauskamen, so liegt doch das Problem auf der Hand, warum sie eine solche Identifizierung vollzogen, und die anderen nicht. Verstehen wir richtig, wenn wir meinen, Laforgue sei der Ansicht, daß es eben die „angstlustigeren“, die auf tieferer Libidostufe fixierten, also die minderwertigeren Menschen waren, die von der neuen Möglichkeit des sozialen Aufstiegs keinen Gebrauch machten? Wer unbewußte Freude am Quälen hat, besiegt denjenigen, der unbewußte Freude am Gequältwerden hat. Jedenfalls läßt uns Laforgue darüber nicht im Zweifel, daß er das Gesagte nicht nur auf die Urgeschichte, sondern auch auf die „moderne kapitalistische Entwicklung“ angewandt wissen will; d. h. aus den seinerzeitigen Straflustigen wurde das Proletariat, aus den seinerzeit biologisch Fortgeschrittenen wurden die Kapitalisten. Aber immer noch ist unklar, von welcher „Anpassungsarbeit“ Laforgue eigentlich spricht. Müssen sich die Besitzenden an ihre Machtstellung oder die Besitzlosen an ihren Machtverlust oder die „Mittleren“ nach oben und unten „anpassen“? Offenbar denkt Laforgue an alle drei Möglichkeiten zugleich, denn er fährt fort:

Diese Anpassungsarbeit und Umstellung ist es, welche unserer Meinung nach durch die sozusagen katalytische Wirkung des Goldes bewirkt wird und zum großen Teil jene rasche Veränderung unserer modernen Gesellschaftsorganisation bedingt, jenes Fortschreiten, das für die heutige Entwicklung unserer Zivilisation so charakteristisch ist, im Gegensatz zu den festgefrorenen Formen der primitiven und vor allen Dingen der totemistischen Gesellschaftsorganisation, wie wir sie in der Arbeit über Schuldgefühl und Nationalcharakter geschildert haben. Die moderne Kreditwirtschaft, die die vorhandenen Goldwerte vervielfältigt und die zukünftigen noch ungeschaffenen im Voraus kapitalisiert, hat, wie wir es heute sehen können, bis in die fernsten und entlegensten Bergdörfer, in die unbewohnbarsten, wildesten Kolonien die obenerwähnte katalysierende Wirkung des Goldes mit Hilfe der Banken zur Geltung gebracht, und so erfahren wir, wie im Laufe von wenigen Jahrzehnten die konservativsten Bauern, die unnahbarsten und mit der Erde am engsten verwurzelten Menschen, ja sogar die in Klöster eingeschlossenen, in Kasten gebundenen Parias der menschlichen Gesellschaft aus ihrem Rahmen herausgerissen werden können und in die Städte verpflanzt als Arbeiter, Kleinbürger, Beamte, Intellektuelle und Industrielle ein rasches und immer rascheres Emporkommen erstreben und erreichen.

Wir sehen also: Tatsächlich wird versucht, den Kapitalismus, sein Schicksal und seine heutigen Schwierigkeiten zu verstehen, ohne auf die Produktionsverhältnisse und ihre Problematik einzugehen. Man sieht weiter: Das bürgerlich-liberale Ideal der freien Konkurrenz mit dem Grundsatz: der Tüchtige setzt sich durch, ist Laforgue wirklich das Kriterium erhöhter Genitalität. Demgegenüber können wir nur darauf hinweisen, daß das „Erreichen“ des immer rascher Emporkommens offenbar doch nicht so eine leichte und biologisch bedingte Angelegenheit ist; andernfalls würde nicht die Mehrzahl der Menschen faktisch „herab“- statt „emporgekommen“ sein.

Das freilich sieht auch Laforgue; aber nicht das Privateigentum an Produktionsmitteln hat damit etwas zu tun, sondern die masochistische Straf- und Schuld lust, die auch in uns heutigen Menschen neben der fortschrittlichen Genitalität noch besteht. Nicht, weil im „Fortschritt“ das Kapital sich akkumuliert, immer Wenigere immer mehr haben und die übrigen Menschen proletarisiert werden, nicht weil die Ungerechtigkeiten, die mit naturgesetzlicher Notwendigkeit durch die immanenten Widersprüche des Kapitalismus entstehen, unerträglich werden, nicht weil die Menschen Hunger (und andere Bedürfnisse) haben, die sie nicht stillen können, empören sie sich gegen den Kapitalismus, sondern weil sie träge und müde geworden sind und Kastrationsangst haben:

Und so ist es unserer Meinung nach erklärlich, wenn immer mehr Müdigkeitszeichen auftreten, und wenn sich das aufgepeitschte Protoplasma des Menschen gegen die Peitschenhiebe der diese Entwicklung bedingenden kapitalistischen Wirtschaft zur Wehr setzt, um endlich, endlich zur erträumten Ruhe, zum erwarteten Genuß zu kommen. Diese Feindseligkeit gegen das Kapital kommt wohl mit jedem Tage klarer zum Ausdruck, und diejenigen, welche im Golde einen niederschlagenden Feind erblicken, werden immer zahlreicher.

Aber wenn man gegen den Kapitalismus ist, dann könnte jener „Fortschritt“ wieder leiden, dann könnte an Stelle des Orgasmus wieder die Angst vor einem Immu, und an Stelle des Privateigentums an Produktionsmitteln der genitalisierten Menschen wieder der Kommunismus der angstfreudigen rücken, und so heißt es:

Allerdings wissen sie wohl kaum, daß sie damit auch dem Lebenskeim unserer heutigen Zivilisation auf den Leib rücken und die Individuen in Kastenunterschiede und Abgeschlossenheit zurückwerfen wollen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die erste Hälfte dieses Satzes zutrifft, wenn man unter „unserer heutigen Zivilisation“ eben die bürgerliche kapitalistische Wirtschaftsordnung versteht. Absolut unverständlich und in Widerspruch zu seinen bisherigen Ausführungen ist aber die Behauptung von

Laforge, daß die Individuen dadurch wieder „in Kastenunterschiede“ „zurückgeworfen“ würden.

Und wie beurteilt Laforge die Gegenwart?

Und damit beginnt die Entwicklung, die... zur neuzeitlichen Kapitalwirtschaft in der Gegenwart führt, die keine Hörige mehr kennt, ein Arbeiterrecht besitzt und die durch gewaltige Bahnhöfe, Fabriken und Bauten die mittelalterlichen Schlösser und Dome ersetzt hat...

Keine Hörige, aber Proletariat; ein Arbeiterrecht, aber Notverordnungen; gewaltige Bahnhöfe und Fabriken, aber sie stehen still; Bauten, aber Wohnungsnot. Und ein Fortschreiten solcher Kapitalwirtschaft, das Laforge angesichts aller heutigen Analeptiker und Analektoren eine „Enterotisierung des Geldes“ nennt, erweckt in ihm die Hoffnung:

daß die Bahn zur sachgemäßen Differenzierung der Gesellschaftsorganisation frei wird!

*

Die vorstehende Kritik ist von einem Psychoanalytiker verfaßt, der vorwiegend klinisch, daneben allgemein-psychologisch orientiert ist, und der gewiß auch Interesse für die Anwendungsgebiete der Psychoanalyse hat. Von Politik und Gesellschaftswissenschaften versteht er wenig. Eben darum hat er das wohl berechtigte Vorurteil, daß die Anwendung der Psychoanalyse auf diese Gebiete ganz besonders von dem Grundsatz beherrscht sein muß, der der klinischen Forschung selbstverständlich ist: Die wissenschaftliche Forschung hat von den Tatsachen auszugehen und sich immer wieder an den Tatsachen zu bewähren und neu zu orientieren.

Als ich die Arbeiten in der „Psychoanalytischen Bewegung“ las, hatte ich den Eindruck, daß es nicht die Beachtung alltäglicher gesellschaftlicher und politischer Realitäten, sondern theoretische Vorurteile sind, die in ihnen vorherrschen. Und es schien mir, daß eine Abwendung von der Wirklichkeit auf keinem Gebiete gefährlichere Folgen haben könnte als auf dem der Politik. Die kritisierten Arbeiten erscheinen von diesem Standpunkte aus besehen als Vertreter einer bekämpfungswerten Arbeitsrichtung, ihre Kritik als erforderlich, nicht als eine Diskussion mit einzelnen Kollegen, deren Meinung man nicht teilen kann, sondern als prinzipieller Aufruf zur Besinnung auf die Arbeitsmethoden der angewandten Psychoanalyse.

Die Forderungen nach Orientierung an der Wirklichkeit und nach Beherrschung der einschlägigen nichtanalytischen Fachgebiete auf dem Felde der angewandten Psychoanalyse sind methodologisch selbstverständlich; sie werden, so theoretisch formuliert, sicher auch von den Autoren der kritisierten Arbeiten bejaht werden. Es erhebt sich also die Frage, woher es kommt,

daß dennoch Arbeiten entstehen, die bei näherer kritischer Untersuchung die genannten Forderungen so gar nicht zu erfüllen scheinen. Ich meine, daß die relevante Antwort auf diese Frage nicht psychologischer Natur sein dürfte, sondern soziologischer, daß sie nur gegeben werden könnte durch eine Klarstellung der objektiven Funktion solcher Arbeiten in der heutigen Gesellschaft. Da ich aber kein Soziologe bin, möchte ich diese Untersuchung Berufeneren überlassen.

Spinne, Erhängen und Oralsadismus

Von

Richard Sterba

Alle prägenitalen Triebstreben sind ambivalent, d. h. sie offenbaren gleichzeitig freundlich-erhaltende und feindselig-zerstörende Tendenzen ein- und demselben Objekt gegenüber. Die destruktive Komponente in ihnen ist für das Objekt somit eine Gefahr, und zwar eine umso größere, einer je früheren Entwicklungsstufe der Libido die Triebstreben entspricht; denn die Ambivalenzspannung nimmt im Laufe der Libidoentwicklung schrittweise ab, um in der erwachsenen Sexualreife dem Nullpunkt sich anzunähern. Ohne es als wissenschaftliche Erkenntnis ausgesprochen zu haben, wußte die Menschheit seit langem von der Ambivalenz der prägenitalen Triebstreben. Wenn wir die besondere Gefährlichkeit einer Liebe zu einem Objekt, vor allem die Gefährlichkeit des Geliebtwerdens von diesem Objekt zum Ausdruck bringen wollen, dann stellen wir diese Liebe dar als eine Objektbeziehung der oralen Stufe, also jener frühesten Entwicklungsstufe der Libido, in der überhaupt Objektbeziehungen eine Rolle spielen, und die durch die schärfste Ambivalenz ausgezeichnet ist. Wir greifen nämlich mit sicherem psychologischem Gefühl nach zwei Vergleichen aus dem Tierreiche, um uns die Gefahr durch das Objekt als eine oral-sadistische darzustellen, nach der Spinne und dem Vampir.

Beide Vergleiche stellen uns die Gefahr des Geliebtwerdens als eine orale Vernichtung dar und das gefährdete Objekt als ein Opfer der oralen Aggression. Damit verraten wir aber unser tiefenpsychologisches Wissen um die Ambivalenz der oralen Triebstreben.

Die Spinne ist als Mittel zur Darstellung gefährlicher Objekte von psychoanalytischen Autoren bereits frühzeitig erkannt worden. Abraham fand sie als Symbol der Mutter, und zwar der bösen Mutter, mit gefährlichen Attributen ausgestattet, nämlich behaftet mit einem zerstörenden männlichen Organ. Sie ist die vermännlichte Mutter, deren Umarmung schädigt und tötet (Die Spinne als Traumsymbol, Int. Zeitschrift f. PsA. Bd. VIII, S. 470). Freud machte in einer Diskussionsbemerkung zu Abrahams Ausführungen darauf aufmerksam, daß diese Bedeutung der Spinne eine biologische Tatsache widerspiegle, da das Spinnenmännchen schwächer sei als das Weibchen und häufig vom Weibchen nach der Kohabitation getötet und gefressen werde. Abraham ermittelte ferner, daß das Spinnengewebe die weibliche Schambehaarung in Träumen repräsentiere, der einzelne Faden das männliche Genitale bedeute. Das Aussaugen des Objekts komme einer Vernichtung des Genitales des Partners, einer Kastration gleich. Von Bornsztajn (Zur Frage: Die Spinne als Traumsymbol, Int. Zeitschr. f. PsA. IX. 215), Nunberg (Diskussionsbemerkung zu Abrahams Aufsatz „Die Spinne als Traumsymbol“) und Graber (Die Schwarze Spinne, Imago IX) wurden die Befunde Abrahams bestätigt. (Man vergl. auch van Emdens Vortrag „Zur Bedeutung der Spinne in Symbolik und Folklore“ auf dem Psychoanalytischen Kongreß, Homburg 1925; Autorreferat in I. Z. f. PsA. XI., 512 f.)

Die Ergebnisse einer Analyse führten mich auf einen unvermuteten Zusammenhang zwischen Spinne, Erhängen und oralem Sadismus, welcher Zusammenhang mich an ein literarisches Produkt von Hanns Heinz Ewers erinnern ließ, da diese drei Komponenten darin in sonderbar ähnlicher Verknüpfung auftreten.

Ein Mann, der bei mir in Analyse stand, hatte als sechs bis siebenjähriger Junge eine Reihe von mißglückten, weil möglicherweise nicht sehr ernsthaft ausgeführten Selbstmordversuchen begangen. Die Art der Selbstmordversuche war ungewöhnlich, sie geschahen nämlich durch Erhängen. Ein mit 23 Jahren unternommener Selbstmordversuch durch orale Einverleibung von Morphin zeigte so deutlich den Zusammenhang mit ähnlichen Intoxikationen, die die schwerleidende Mutter um die gleiche Zeit sich zugefügt hatte, daß an einer Identifizierung des Sohnes mit der Mutter im Selbstmord nicht zu zweifeln war. Diese Identifizierung beruhte aber, wie die Analyse ergab, auf einer passiv-femininen Strebung dem Vater gegenüber. Es lag der Gedanke nahe, daß auch die Erhängungsversuche in der Kindheit als ein passives Erlebnis dem Vater gegenüber zu werten seien. Daß eine solche passive Erlebnistendenz dem Vater gegenüber bestand, wußten

wir auch aus Phantasien, die im dritten bis fünften Lebensjahre rege waren, und deren Kern in der lustbetonten Vorstellung bestand, von einem Riesen gefressen zu werden. Einer intuitiven Eingebung, wie wir solchen unsere besten Zusammenhangsergebnisse in der Analyse verdanken, folgend, sagte ich dem Analysanden, als wir wieder einmal über die Erhängungsversuche sprachen, ich hätte den Eindruck, es habe sich bei ihnen nicht um ein Erhängen, sondern um ein Gebissenwerden gehandelt. Der nächste Einfall des Patienten sprang sofort als eine Bestätigung auf. Er sagte mir, er erinnere sich, als er das erstemal den Versuch, sich am Klosett stehend zu erhängen, gemacht habe, sei die Schnur gerissen, die Schlinge habe er aber noch um den Hals gehabt. Und sonderbarerweise sei er damit ins Badezimmer gegangen und habe dort zunächst versucht, sich zu befreien, u. zw. mit einem Kamm, den er zwischen Schnur und Hals steckte. Erst später habe er durch ein geeignetes Instrument die Befreiung durchgeführt. Aber damit war meine Vermutung als richtig bestätigt, denn ein Kamm hat mit einem bedrohenden Rachen eines gemeinsam, die Zähne.

Auch die Spinne tauchte in dieser Analyse als oral bedrohendes Symbol auf. Er träumte den folgenden Traum in einer Phase, in der sein passives Erleben am Vater zum großen Teil als reaktive Umkehr der aktiven Haß- und Aggressionsstrebung gegen den Vater seines Begehrens nach der Mutter wegen erkannt wurde. Der Traum lautet: „Vom Himmel kommen spinnenartige Ungeheuer auf die Erde; es geht von ihnen ein großes Sterben aus, das in Zentraleuropa beginnt; ich entfliehe mit der Mutter nach Italien“. Daß hinter den spinnenartigen Ungeheuern der drohende Vater steckt, ist umso deutlicher, als sie vom Himmel kommen und der Vater des Patienten seit einer Anzahl von Jahren bereits tot ist. Es macht keine Schwierigkeiten anzunehmen, daß spinnenartige Ungeheuer auch als Vatersymbol auftreten können, da ja die Spinne nach der bisherigen analytischen Deutung als vermännlichte Mutter ohnehin schon ein Attribut des Vaters aufweist. Eine Grundlage des Traumes bildet der Roman „Die blaue Gefahr“ von Maurice Renard, in dem unsichtbare Ungeheuer, die in der Stratosphäre leben, in unsere Schichten herabtauchen, — was für sie eine Art von Tiefseeforschung bedeutet — und hier, für uns Menschen unsichtbar, ein Vernichtungswerk an der Menschheit beginnen. Die „Tiefseeforschung“ ließ leicht die Übertragung erkennen, da sie die „Tiefseelenforschung“ der Analyse, das Ungeheuer somit den Analytiker vertrat.

Soweit mein klinisches Material. Ich hätte nicht gewagt, es an sich für eine Konstruktion von Zusammenhängen zwischen Erhängen und Gebissenwerden brauchbar zu finden, wenn nicht eine kleine, recht spannend ge-

schriebene Novelle von Hanns Heinz Ewers einen überraschend ähnlichen Zusammenhang zwischen Spinne, Beißen und Erhängen aufwies. Daß das zur Unterstützung eines klinisch begründeten Verdachtes herangezogene literarische Produkt von einem von vielen als Sensationsschriftsteller gewerteten Autor stammt, muß kaum als Einwand gelten. Ja, man darf vermuten, daß gerade ein Schriftsteller, der an ein breiteres Publikum sich wendet, allgemeiner Symbolbildungen, leichter verständlicher Verkleidungen für seine Darstellungen sich bedienen wird. Wir dürfen da an den Vorgang Freuds uns halten, der in seinem Aufsatz „Der Dichter und das Phantasieren“ (Ges. Schr. Bd. X) ebenfalls an die „anspruchloseren Erzähler von Romanen, Novellen und Geschichten, die dafür die zahlreichsten und eifrigsten Leser und Leserinnen finden“ für seine psychologische Untersuchung sich hält.

Der Inhalt der Novelle ist wie folgt: Im Zimmer eines kleinen Pariser Hotels haben sich an drei aufeinanderfolgenden Freitagen zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags drei sonst unauffällige, selbstmordunverdächtige Leute erhängt. Der erste war ein Schweizer Handlungsreisender, der zweite ein Artist, der dritte ein Schutzmann, der sich freiwillig erboten hatte, dem Geheimnis der zwei ersten Selbstmorde auf die Spur zu kommen. Von jedem der drei Erhenkten lief eine Spinne davon, als man sie auffand. Das Hotel wird von den Gästen geflohen. Ein junger Student versucht hinter die Ursache der Selbstmorde zu kommen, indem er das Zimmer bezieht, nicht ohne daß der Polizeikommissär, den er dazu bewogen hat, ihm die Ausforschung zu übertragen, im Zimmer ein Tischtelefon zur ständigen Verbindung mit dem Kommissariat hat anbringen lassen. Der Student fühlt sich unter der fürsorglichen Fütterung durch die Hotelbesitzerin sehr wohl und meint ein geruhames Refugium für eine geraume Zeit gefunden zu haben. Sein weiteres Schicksal allerdings wird ihm durch eine kleine Episode angezeigt, die er im Tagebuch, das er über alle Ereignisse führt, folgendermaßen wiedergibt:

„Heute morgen habe ich ein kleines Schauspiel gesehen. Ich ging im Korridor auf und ab, während der Hausknecht mein Zimmer in Ordnung brachte. Vor dem kleinen Hoffenster hängt ein Spinnweb, eine dicke Kreuzspinne sitzt darin. Frau Dubonnet läßt sie nicht wegfangen: Spinnen bringen Glück und sie hatte gerade genug Unglück in ihrem Hause. Da sah ich, wie eine andere, viel kleinere Spinne vorsichtig um das Netz herum lief, ein Männchen. Behutsam ging es ein wenig auf dem schwachen Faden der Mitte zu, aber so wie das Weibchen sich rührte, zog es sich schleunigst zurück. Lief an ein anderes Ende und versuchte von neuem sich zu nähern.

Endlich schien das starke Weibchen in der Mitte seinen Werbungen Gehör zu schenken, es rührte sich nicht mehr. Das Männchen zupfte erst leise, dann stärker an einem Faden, so daß das ganze Netz zitterte; aber seine Angebotete blieb ruhig. Da kam es schnell, aber unendlich vorsichtig näher heran. Das Weibchen empfing es still und ließ sich ruhig, ganz hingebend, seine zärtliche Umarmung gefallen; unbeweglich hingen sie beide minutenlang mitten in dem großen Netz.

Dann sah ich, wie das Männchen langsam sich löste, ein Bein um andere; es war als wolle es sich still zurückziehen und die Gefährtin allein lassen in dem Liebestraum. Plötzlich ließ es ganz los und lief, so schnell es nur konnte, hinaus aus dem Netz. Aber in demselben Augenblick kam ein wildes Leben in das Weibchen, rasch jagte es nach. Das schwache Männchen ließ sich an einem Faden herab, gleich machte die Geliebte das Kunststück nach. Beide fielen auf das Fensterbrett, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte suchte das Männchen zu entkommen. Zu spät, schon faßte es mit starkem Griff die Gefährtin und trug es wieder hinauf in das Netz, gerade in die Mitte. Und dieser selbe Platz, der eben als Bett gedient hatte für wollüstige Begierde, sah nun ein ander Bild. Vergeblich zappelte der Liebhaber, streckte immer wieder die schwachen Beinchen aus, suchte sich zu entwinden aus dieser wilden Umarmung; die Geliebte gab ihn nicht mehr frei. In wenigen Minuten spann sie ihn ein, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann schlug sie die scharfen Zangen in seinen Leib und sog in vollen Zügen das junge Blut des Geliebten. Ich sah noch, wie sie endlich das jämmerliche, unkenntliche Klümpchen — Beinchen, Haut und Fäden — loslöste und verächtlich hinauswarf aus dem Netze.

So also ist die Liebe bei diesen Tieren — nun, ich bin froh, daß ich kein Spinnenjüngling bin.“

Der Student hat bald, nachdem er das Zimmer bezogen hatte, am gegenüberliegenden Fenster eine Frau beobachtet, mit der er rasch in visuelle Verbindung tritt. Sie ist durch einige seltsame Attribute ausgezeichnet; wenn sie nicht zum Fenster kommt, um zu ihm hinüberzusehen, spinnt sie an einem kleinen altmodischen Rocken. „Ich habe so einen Rocken einmal bei meiner Großmutter gesehen“, bemerkt er zu dem Gerät; außerdem: „übrigens ist der Spinnrocken von Clarimonde (so nennt er sein Gegenüber) ein ganz kleines, feines Ding, weiß und scheinbar aus Elfenbein; es müssen ungeheuer feine Fäden sein, die sie macht“. Von ihrer Personsbeschreibung noch einige auffällige Details: „... es scheint mir, als ob die kleinen Zähne zugespitzt wären, wie bei Raubtieren“. Beim Spinnen trage sie lange schwarze Handschuhe. „Es sieht seltsam aus, wie die schmalen, schwarzen Finger,

schnell, scheinbar durcheinander, die Fäden nehmen und ziehen — wirklich, beinahe wie eine Gekrabbele von Insektenbeinen.“ Ihr Kleid ist schwarz mit großen violetten Tupfen. Die Beziehungen zwischen dem Studenten und Clarimonde vertiefen sich dadurch, daß er beobachtet, daß sie wie als Zeichen eines tieferen Einverständnisses alle seine Bewegungen nachahmt, wenn sie sich ansehen, was immer öfter der Fall wird. Schließlich wird ein seltsames Spiel aus diesem Nachahmen.

„Wir haben ein seltsames Spiel gefunden, Clarimonde und ich; wir spielen es den ganzen Tag lang. Ich grüße sie, sogleich grüßt sie zurück. Dann trommle ich mit der Hand gegen die Scheibe, sie sieht es kaum und schon beginnt sie auch zu trommeln. Ich winke ihr zu, sie winkt wieder; ich bewege die Lippen, als ob ich zu ihr spreche, und sie tut dasselbe. Dann streiche ich von der Schläfe mein Haar zurück, und schon ist auch ihre Hand an der Stirne. Ein richtiges Kinderspiel, und wir lachen beide darüber. Das heißt — eigentlich lacht sie nicht, es ist ein Lächeln, still, hingebend — genau so glaube ich selbst zu lächeln.

Übrigens ist das alles nicht so ganz dumm, wie es den Anschein hat. Es ist nicht nur ein reines Nachmachen, ich glaube, das würden wir beide bald leid werden; es muß wohl eine gewisse Gedankenübertragung dabei eine Rolle spielen. Denn Clarimonde folgt meinen Bewegungen in dem kleinsten Bruchteil einer Sekunde, sie hat kaum Zeit, sie zu sehen, und führt sie schon selbst aus; manchmal scheint es mir, als ob es gleichzeitig wäre. Das ist es, was mich reizt, immer etwas ganz neues, unvorhergesehenes zu machen, es ist verblüffend, wie sie sogleich dasselbe tut. Manchmal versuche ich sie aufs Glatteis zu führen. Ich mache eine Menge von verschiedenen Bewegungen schnell hintereinander; dann dieselben noch einmal und wieder. Schließlich mache ich zum viertenmal dieselbe Reihe, aber wechsele die Folge der Bewegung oder ich mache eine anders, oder lasse eine aus. So wie Kinder, die „Alle Vögel fliegen“ spielen. Es ist merkwürdig, daß Clarimonde auch nicht ein einzigesmal eine falsche Bewegung macht, obwohl ich so schnell wechsele, daß sie kaum Zeit hat, jede einzelne zu erkennen.

Damit verbringe ich meinen Tag. Aber ich habe keine Sekunde das Gefühl, daß ich unnütz die Zeit totschiere; es ist mir im Gegenteil so, als ob ich nie etwas wichtigeres getrieben habe.“

Schließlich macht er die überraschende Entdeckung, daß nicht sie seine, sondern er ohne es zu wissen, ihre Bewegungen nachahme. „Ich habe eine Entdeckung gemacht: ich spiele nicht mit Clarimonde — sie spielt mit mir.“

So bringt sie ihn, der ihr völlig verfällt und hörig wird, schließlich dazu, den Telefondraht zu durchschneiden und sich zu erhängen. Er wird gefunden, wie seine Vorgänger an der Gardinenschnur erhängt. „Nur das Gesicht hatte einen andern Ausdruck; es war in gräßlicher Angst verzerrt, die Augen, weit geöffnet, drangen heraus aus den Höhlen, die Lippen waren auseinander gezogen, die starken Zähne fest übereinander gebissen.

Und zwischen ihnen klebte, zerbissen und zerquetscht, eine große schwarze Spinne, mit merkwürdigen violetten Tupfen.“

Die analytischen Zusammenhänge sind so deutlich, daß kurze Hinweise genügen. Der Spinnrocken der Großmutter deutet Clarimonde als Mutterersatz an. Das Spiel mit den Händen läßt die Onanie erkennen, der der junge Mann verfällt, bis er daran zugrunde geht, deutlich in Verbindung mit seinen Inzestphantasien. Der für uns wichtige Zusammenhang aber ist der zwischen der oralen Aggression und dem Erhängen. Der Tod erfolgt durch Erhängen. Die Beobachtung des tragisch endenden Liebesspiels zwischen dem Spinnenpärchen läßt das Erhängen als Ersatz für Totgebissenwerden aufscheinen. „Es scheint mir, als ob die kleinen Zähne zugespitzt wären wie bei Raubtieren“, heißt es von Clarimonde. Und vom Spinnenweibchen: „dann schlug sie die scharfen Zangen in seinen Leib.“ Und schließlich ist die Rache, die der Student im Tode nimmt, und von der wir aus allem wohl annehmen dürfen, sie sei nach dem Talionprinzip vollzogen, eine oral-sadistische, und er tut ihr somit an, was sie ihm getan, er zerbeißt sie.

Die merkwürdige Parallele der Zusammenhänge von Erhängt- und Gebissenwerden in meiner klinischen Beobachtung und in der Novelle schien mir beachtenswert genug, um eine Mitteilung zu rechtfertigen. Denn die bisherige analytische Literatur weiß über einen Zusammenhang zwischen Erhängtwerden und Gebissenwerden und eine Vertretung des einen durch das andere noch nichts, und doch mag der Zusammenhang klinisches, strafrechtliches und kriminologisches Interesse beanspruchen.

Lombroso und Freud

In einem Sonderheft „Italien“ der amerikanischen Zeitschrift „Medical Life“ (Februar 1932) widmet Cesare Legiardi-Laura, früherer Assistent des berühmten italienischen Psychiaters, eine Arbeit dem Vergleich und den Beziehungen zwischen Lombroso und Freud.

Die alte Frage, ob psychopathologische Erscheinungen beim Menschen psychischen oder physischen Einflüssen ihre Entstehung verdanken, konnte in dem so ausgesprochen naturwissenschaftlich-mechanistisch eingestellten 19. Jahrhundert nur in der Richtung der Physiologie entschieden werden. Die Psychologie hatte es damals zu einem irgendwie nennenswerten Verständnis der seelischen Dynamik noch nicht gebracht und erschien daher gänzlich unfähig zur Erklärung jener Verhaltensweise und Charakterzüge, wie sie den Kriminellen auszeichnen. Das Verständnis des Verbrechers, des Asozialen im weitesten Sinne, wurde Lombrosos Lebensaufgabe, und es lag im Geist seiner Zeit, daß er den Verbrecher physiologisch, spezieller „hirnphysiologisch“ zu verstehen suchte. „Lombroso ist ein Realist“, so sagte Enrico Morselli von ihm, „sein Standpunkt leitet sich direkt von Comte ab, der bekanntlich eine Wissenschaft von psychischen Tatsachen leugnet und sie durch eine Physiologie des Gehirns ersetzt wissen will.“ Lombroso besaß für alle jene großen Fragen, die mit der Lokalisation geistiger Phänomene, mit der spezifischen nervösen Energie, mit der Frage der angeborenen und erworbenen Begriffe, dem Selbstbewußtsein, dem Verhältnis von Fühlen und Wollen zusammenhängen, nicht das geringste Interesse. Für ihn, den exakten Naturwissenschaftler, konnten nur greifbare sichtbare Tatsachen, durch präzise Messungen gewonnen, die Wissenschaft fördern und bereichern. Unter diesem Gesichtspunkt begann Lombroso seine psychiatrischen Untersuchungen. Und je mehr er auf seinem Gebiet vordrang, umso stärker fesselten ihn die schwierigen Fragen der Genese menschlicher Verhaltensweisen im Allgemeinen. Im Jahr 1868 machte er eine Entdeckung, die wie ein Funke seine geistigen Möglichkeiten auslöste und für seine weiteren theoretischen Funde entscheidend wurde. Er beobachtete den Schädel eines Gewohnheitsdiebs und Brandstifters, der einige vorher nie beschriebene anatomische Eigentümlichkeiten besaß. Obgleich diese Schädelmerkmale in der Folgezeit als große Seltenheit nachgewiesen und in ihrer Bedeutung stark umstritten wurden, führten sie Lombroso zu einer bedeutsamen Theorie von der atavistischen Natur des Verbrechers. Ein kriminell Geborener wurde für Lombroso ein Menschentypus, dessen Körper Merkmale aus längst vergangener Zeit trägt. Er nannte diese Erscheinung, der darwinistischen Bezeichnung folgend „Atavismus“. In späteren Jahren entdeckte er die Entwicklungshemmung gewisser Verbrecherklassen, ihr Verharren in infantiler Körperbildung und Verhaltensweise und die Übereinstimmung dieser mit primitiven Typen. Wenn auch Lombroso die Einwirkung pathologischer Einflüsse, also erworbene Schädigungen nie geleugnet hat, so hat er die Krankheit doch nur als einen dem Atavismus

nebeneordneten Faktor in der Genese des Verbrechers anerkannt. Den Zusammenhang beider Faktoren, wie wir ihn jetzt unter der Führung der Psychoanalyse verstehen, vermochte er noch nicht zu sehen. In Verbindung mit der von Garofalo und Enrico Ferri geführten Juristen- und Soziologenschule erforschte er neben den physiologisch-anatomischen auch die Umwelteinflüsse, die für den Verbrecher entscheidend sind, und gelangte schließlich zu der Feststellung, daß der „geborene Verbrecher“, der „atavistische Epileptiker“, nur ungefähr 40% aller Kriminellen darstellt. Einen großen Bruchteil, aber eben doch nur eine Minderheit. Die übrigen Verbrecher suchte er in verschiedene Klassen einzuordnen, Gelegenheits-, Gewohnheits-, Leidenschaftsverbrecher usw.; doch konnte er nie den Verdacht unterdrücken, daß auch diese — physiologisch-anatomisch normalen — Verbrecher irgend etwas mit den atavistischen Verbrechern gemeinsam haben mußten. Worin diese Gemeinsamkeit bestand, vermochte erst Freud zu entschlüsseln.

Mit Freud und seiner Schule — führt Legiardi-Laura aus — beginnt eine neue Psychologie, deren Verdienst es war, von der anderen Seite her, durch das Studium des Seelenlebens die Probleme des nervösen Systems bis zu ihren Wurzeln zurückverfolgt zu haben. Freuds Werk beginnt dort, wo das Lombrosos endigt. Und zwischen beiden gibt es manche Gemeinsamkeit. Beide sind Evolutionisten und glauben an die Bedeutung des Atavismus für das Seelenleben des heutigen Menschen. Man vergleiche Lombrosos Kapitel über Sitten, Moralvorschriften und Überlieferungen der Primitiven und Eingeborenen mit Freuds „Totem und Tabu“, und man wird unschwer sehen, daß die vergleichende Ethnologie bei beiden eine entscheidende Rolle spielt. Lombroso führt den Kriminellen auf den Primitiven zurück: Freud sucht den Neurotiker durch Zurückführung auf den Primitiven zu erklären und zieht Vergleiche zwischen dem Wilden, dem Neurotiker und dem Kinde. Beide fanden den Wilden im modernen Menschen wieder: Lombroso in seinen somatisch-physiologischen Eigentümlichkeiten, Freud im unbewußten Seelenleben. Für beide ist unsoziales Verhalten eine Regression zu primitiveren Lebensformen, die sich aus dem Unbewußten herleitet. Aber das Unbewußte war für Lombroso eine Ausnahme, für ihn war der Verbrecher ein atavistisch-pathologischer Typus. Erst Freud entdeckte das Unbewußte als Allgemeinerscheinung und konnte antworten auf die Fragen, in welchem Verhältnis Pathologie und Atavismus zueinander stehen, in welchem Sinne „atavistisch“ jene Menschen sich verhalten, die körperlich normal sind, seelisch aber unnormale reagieren. Denn für Freud ist das Unbewußte ein gemeinsames Erbe aller Menschen, gesunder wie

krank; eine Häufung angeerbter Triebe und erworbener Erfahrungen, die vom Bewußtsein verdrängt im Unbewußten bewahrt werden.

Lombroso sah beim Studium der extremsten Abweichungen vom Normaltypus die atavistische Regression, aber er bemerkte nicht, daß diese Regression in unmerklichen Übergängen vom extremen Fall — dem Wahnsinnigen oder Verbrecher — über den Neurotiker zum normalen Durchschnittsmenschen verläuft. Erst mit Zuhilfenahme der modernen Psychologie — schreibt Legiardi-Laura — vermögen wir Verständnis für die Genese jener 60% der Verbrecher zu gewinnen, die Lombrosos Forschung nicht unterzubringen wußte. Mag immerhin ein organischer Atavismus im Sinne Lombrosos in extremen Fällen für die Entwicklung des Verbrechers entscheidend sein, oder eine Degeneration, oder eine Neurose im Sinne Freuds, — psychologisch ist es immer dasselbe: der Ausbruch einer unbewußten Strebung in eine Handlung. Legiardi-Laura gibt daher seiner Überzeugung Ausdruck, daß die psychoanalytischen Methoden außerordentlich wertvoll und praktisch bedeutsam für das Studium der Entstehung des Verbrechens sein werden. Denn jetzt erst, da wir den individuellen Faktor in seiner Bedeutsamkeit verstehen, können die Erfahrungen über die Umwelteinflüsse auf das Verbrechen in ihrer relativen Bedeutung verstanden werden.

So sicher es ist, schließt Legiardi seine Arbeit, daß die Schule Lombrosos psychoanalytischer Methoden zu ihrer Ergänzung bedarf, so wünschenswert erscheint es, daß auch von psychoanalytischer Seite dem reichen Material Beachtung geschenkt wird, das Lombroso und seine Schüler auf dem Gebiet des somatischen Atavismus gesammelt haben. F. Sch.

SOEBEN ERSCHIEN:

PSYCHOANALYSE DES KINDERZIMMERS

Von

Alice Bálint

(Heft 2—3 des VI. Jg. der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“)

Preis Mark 2.—

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

Thomas Mann bei Sigmund Freud

Der „Neuen Freien Presse“ vom 18. März 1932 entnehmen wir folgende Mitteilung:

„Gestern hat Thomas Mann dem Schöpfer der Psychoanalyse, Professor Dr. Sigmund Freud, einen Besuch in seiner Wiener Wohnung abgestattet. Der Dichter äußerte sich über diesen Besuch einem unserer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen: „Ich war sehr erfreut, den großen Forscher wieder zu sprechen und ihn geistig so rege wie nur je zu finden. Auf meine Frage, ob er mit dem Triumph seines Lebenswerkes zufrieden sei und sich glücklich fühle, erwiderte Professor Freud, er habe für dieses Glück allzu bitter büßen müssen. Ich hielt Sigmund Freud vor, daß der Keim, den er vor Jahren gepflanzt habe, heute zu einem weltüberschattenden Baum geworden sei — eine Tatsache, die ihn doch sicherlich mit Genugtuung erfüllen müsse, was er schließlich auch zugab.“

Abrüstung und Psychoanalyse

Helene Stöcker, deren tapfere und an Kulturpolitik, Sexualreform, Pazifismus interessierten Psychoanalytiker nicht warm genug zu empfehlende „Neue Generation“ nunmehr in den 28. Jahrgang getreten ist, schreibt in der Januar-Februar-Nummer dieser Zeitschrift in einem Aufsatz „Abrüstung und Haßtrieb“ u. a.:

Wem das Schicksal der Welt wie sein eigenes Schicksal am Herzen liegt, der wird immer wieder erstaunt sein, in wie geringem Maße die Errungenschaften der Wissenschaft, der Soziologie und Ethik schon für die Gestaltung der Welt politisch fruchtbar gemacht werden. Wir haben z. B. eine Reihe wertvoller Ergebnisse der Psychologie; seit mehr als einem Menschenalter gibt es eine tiefeschürfende Psychologie. Die Anwendung dieser Erkenntnisse auf die ökonomischen und politischen Bewegungen müßte von größter Bedeutung sein. So scheint es oft, als lebten die Vertreter der verschiedenen Wissenschaften und Berufe in verschiedenen Weltaltern. Der Mann der politischen Praxis, der Organisator, der Politiker, der Heerführer, der Volksvertreter, der Staatsmann arbeitet noch mit Vorstellungen und Begriffen, die

einer sehr primitiven, weit hinter uns liegenden Zeit vielleicht angepaßt waren, während die Ergebnisse der psychologischen Forschungen — sowohl über das Einzel-Ich wie über das Massen-Ich — als totes Gut unbeachtet liegen bleiben. Und doch könnte eine innige Verknüpfung und Verflechtung zwischen Politik und Psychologie (siehe auch das Heft 5, 1931, der „Psychanalytischen Bewegung“, Sonderheft „Politik“) von größter Bedeutung für unsere Kultur werden. Ihre Anwendung ist heute gar nicht mehr zu entbehren, wenn nicht die ganze Welt schließlich in einem Chaos untergehen soll.

...Der Aggressionstrieb, wie die Psychoanalyse sagt, der Hass gegen andere, der Mangel an Verständnis und Sympathie für den Mitmenschen, ist das Grundproblem für die Menschheit. Die zweckmäßige Verwertung und Sublimierung dieses Hasses ist die einzige Möglichkeit der Rettung vor qualvollem Untergang.

Der primitive Furchthaß wird u. a. auch durch die Heere, durch das Militär, durch die Nutznießer dieses Zustandes aufrechterhalten. Er ist es, der auch alle Erwartungen in bezug auf die jetzt tagende Abrüstungskonferenz so wenig aussichtsvoll macht. Denn noch ist die Zahl jener, welche die Gefahr der Rückständigkeit dieser Gesinnung erkennen, nicht groß genug, um sich gegenüber diesen primitiven, rücksichtslosen, intoleranten Hassern durchsetzen zu können. Die Gefahr des menschlichen Vernichtungstriebes besteht zum großen Teil darin, daß er sich — vor sich selbst und anderen — in ein ideales Gewand kleidet. Der leidenschaftliche Nationalist sagt nicht: „Ich bin bereit, für das Vaterland zu töten.“ Diese Tatsache versucht er sich selbst und anderen zu verhüllen mit der Motivierung: „Ich bin bereit, für das Vaterland zu sterben.“ „Ich bin gewillt, es — selbst mit der Aufopferung meines Lebens — zu verteidigen.“ Daß in jedem Land die Nationalisten das gleiche sagen und daher — das Töten überflüssig würde, wenn jeder im Ernst nur „verteidigen“ wollte, weigern sich diese — meist starken Affektmenschen, aber oft primitiveren Gehirne — anzuerkennen.

...Eine Neugestaltung der Welt ist nur möglich, wenn alle Kräfte eingesetzt werden, diesen todbringenden Haßinstinkt nicht mehr auf lebendige Menschen zu richten. Er muß auf die Unzulänglichkeit der gesellschaftlichen und staatlichen Zustände umgelenkt werden. Gegen die Sinnlosigkeit der wechselseitigen Vernichtung gilt es zu kämpfen. Daß dies möglich ist, scheint ein Tierversuch zu beweisen, den Privatdozent Dr. R. Brun in Zürich in der Schrift: „Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre“ (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1926), als Beispiel mitteilt. Wir haben schon bei einer früheren Gelegenheit darauf hingewiesen. Versuchsobjekte waren Ameisen, die trotz ihres idealen sozialen Verbandes grimmige Kriegsfreunde sind. Der Kampf zweier Ameisengruppen endet in der Regel erst mit der Vernichtung der einen Gruppe. Nun hat man aber bei solchen Versuchen Professor August Forels, des berühmten Ameisenforschers, den Neuankomm-

lingen eine reichliche Mitgift an Brut (Larven oder Puppen) mitgegeben, und dann war der Kampf höchst bemerkenswerterweise von vornherein viel schwächer. Er endete schließlich mit einer Allianz der beiden Parteien. Die meisten Ameisen beschäftigen sich damit, die Brut in Sicherheit zu bringen.

Hier ist also der Brutpflegeinstinkt stärker als der Kampfinstinkt. Das aufbauende Element setzte sich durch gegenüber dem zerstörenden. Sollte das, was bei Tieren möglich war, nicht endlich auch beim Menschen möglich werden? Der freilich die Himmelsgabe der Vernunft bisher allein dazu benutzt hat, „um tierischer als jedes Tier zu sein“?

„Weibliche Gedanken zur Psychoanalyse“

Unter diesem Titel veröffentlicht Hilde von Alberti einen Aufsatz in der „Zeitschrift für Menschenkunde“, an der Spitze des Märzheftes 1932. U. a. führt sie aus:

„Die Psychoanalyse vermittelt Einsicht in Form von Erlebnis. Auf dieser Verknüpfung beruht ihre wesentliche Wirkung. Wäre sie nur Einsicht, so bliebe sie unfruchtbar — wäre sie nichts als Erlebnis, so bliebe sie stecken in gestaltloser Willkür. Ausgangspunkt ist der Konflikt zwischen bewußtem und unbewußtem Seelenanteil, der sich bei der Frau von heute als Ringen zwischen männlicher und weiblicher Wesensart ausdrückt. Er nimmt verschiedene Formen an — er sieht anders aus bei der berufstätigen Frau, die sich nach einem Stück weiblicher Erfüllung sehnt, anders bei der Hausfrau, deren geistige Kräfte unentwickelt bleiben. Der innere Zwiespalt, welche Gestalt er auch habe, muß im äußeren Leben gelöst werden. Die andere, die unterdrückte Seite wird irgendwie bewältigt. Dazu gibt es verschiedene Wege. Das andere Ich kann in vollkommene Vergessenheit geraten. Man richtet sich auf dem einen Ufer ein, ein wenig eng, doch häuslich und friedvoll. Vielleicht, daß manchmal noch ein flüchtiger Ton aus der verlorenen Welt herüberklingt, wenn gerade ein Mensch, ein starkes Erlebnis einen packt. Vielleicht — — Es kann aber auch sein, daß das verstoßene Ich sich nicht zufrieden gibt, daß es noch genügend Kraft besitzt, um anklagend, bedrohend, zerstörend an die Oberfläche zu kommen. Es läßt sich nicht verstoßen, nur verdrängen. Es fordert die Auseinandersetzung . . . Selten, wie mir scheint, ist die ideale Lösung — harmonischer Ausgleich beider Seiten. Man sieht sie verwirklicht bei Künstlerinnen, in echt weiblichen Berufen, vorübergehend in der Ehe, besonders aber dort, wo religiöse Gemeinschaft die Problematik des Lebens mildert und verklärt. Der Ansatzpunkt des analytischen Verfahrens kann also nur bei der verdrängten anderen Seite (bei der Neurose) liegen. Demnach ist der Geltungsbereich der Psychoanalyse ein ziemlich eng begrenzter (wenn auch ihre

Stoßkraft desto intensiver). Eine weitere uns sehr wesentliche Einschränkung will ich gleich hinzufügen. Die Aufnahme psychoanalytischer Erkenntnisse kann niemals die analytische Situation ersetzen — so wenig wie das Lesen einer Speisekarte den Hunger stillt. Die analytische Entwicklung ist an das Erlebnis zwischen zwei Menschen gebunden. Das heißt, wie die Dinge heute stehen, daß nur solche Frauen der analytischen Hilfe und Anregung teilhaftig werden, die die Möglichkeit haben, sich in ärztliche Behandlung zu begeben.“

Eine ungarische Freud-Ausgabe

Der Internationale Psychoanalytische Verlag in Wien unternimmt in Verbindung mit der Budapester Verlagsfirma Béla Somló, die den Alleinvertrieb hat, die Herausgabe einer ungarischen Freud-Ausgabe. Die Schriftleitung dieser ungarischen Ausgabe besorgen Dr. Sándor Ferenczi und A. J. Storfer. Die ersten zwei Bände dieser Ausgabe sind soeben erschienen. Es sind dies: die ungarische Ausgabe der

„Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ („Bevezetés a pszichozanalízisba“), übersetzt von Dr. Imre Hermann, und der

„Psychopathologie des Alltagslebens“ („A mindennapi élet pszichopathológiája“), übersetzt von Dr. Maria Takács.

Zur psychoanalytischen Goethe-Literatur

Am 100. Todestag Goethes ist der Vortrag, den Dr. Eduard Hitschmann (Wien) unter dem Titel „Psychoanalytisches zur Persönlichkeit Goethes“ im Wiener Goethe-Verein gehalten hatte, im Internationalen Psychoanalytischen Verlag in selbständiger Broschürenform erschienen.

*

Anläßlich des Goethetages ist in der Tagespresse im Rahmen der Besprechung der jüngeren Goetheliteratur wiederholt auch auf die beiden psychoanalytischen Monographien von Theodor Reik („Warum verließ Goethe Friederike?“) und von Philipp Sarasin („Goethes Mignon“) hingewiesen worden. Wir zitieren hier aus der Besprechung von Hellmut Schlien im „Mannheimer Tageblatt“:

Zum Buche von Reik: „Interessante und einprägsame Anmerkung zur Sesenheimer Episode, die kraft der seltsam neuartigen Weise, in der hier Querverbindungen zwischen manchen uns in anderem Zusammenhang geläufigen Tatsachen geschaffen werden, aufhorchen läßt und besticht. Sicher hält die gelehrige Andeuterei oft nahe an der Grenze des Platten. Aber sie bringt gleichzeitig zu viel wichtige und hörenswerte Hinweise mit,

als daß man sie nur der Banalisierung und Nivellierung ihres Gegenstandes beschuldigen möchte.“

Zum Buche von Sarasin: „Die Analyse einer der seltsamsten und interessantesten Goethischen Dichtungsgestalten, der Mignon aus dem Wilhelm Meister, verknüpft das schwer erklärliche Wesen dieses merkwürdigen Mädchens mit einer nicht weniger rätselhaften Gestalt aus dem Goetheschen Lebenskreis: seine Schwester Cornelié... Es ist interessant festzustellen, daß der psychoanalytische Apparat, der mit Fleiß und Umsicht aufgebaut wird, keineswegs unnütz aufgeföhren zu sein scheint: er ist meisterlich im Erhellenden bisher sehr dunkler Zusammenhänge, man ist keineswegs geneigt, seine Inbetriebnahme als störend oder unpassend zu empfinden . . .“

Katholische Kritik

Vor drei Jahren wurde an dieser Stelle („Psychoanalytische Bewegung“, I. Jg. 1929, Heft 1, S. 82ff.) unter dem Titel „Kevelaar über Psychoanalyse“ ausführlich über die ersten drei, dem Thema „Religion und Seelenleiden“ gewidmeten Sondertagungen des „Verbands der Vereine Katholischer Akademiker“ berichtet. Mittlerweile sind im Verlag des Literarischen Instituts Haas & Grabherr in Augsburg auch die Berichte über die weiteren Kevelaarer Sondertagungen zum gleichen Thema (1929, 1930, 1931, 1932) in Buchform erschienen. Die Psychoanalyse stand auf diesen (wie die vorigen von Sanitätsrat Dr. Bergmann, Cleve, geleiteten) Tagungen nicht so stark in dem Vordergrund, wie auf den früheren, besonders der ersten, von uns bereits referierten. Aber auch die Referenten der neueren Tagungen sahen sich oft veranlaßt, Ergebnisse der Psychoanalyse heranzuziehen oder sie — im Rahmen entsprechender Erörterungen — abzulehnen. So sieht C. G. Peters, Oberpfarrer der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Bonn, in seinem Vortrag über „Irr- und Unglauben und Psychopathien“ in der psychoanalytischen Behandlung eine Gefahr für das religiöse Leben. Es sei ihm ein Fall bekannt, „wo durch die bestgemeinte Zudringlichkeit, um nicht zu sagen Gewalttätigkeit, eines sonst guten Psychoanalytikers einer schwer leidenden Frauenseele Sexualerlebnisse einfach suggeriert wurden.“ Das Glaubensleben dieser Frau sei dadurch ernst gefährdet worden.

Frauenarzt Dr. Knoop (Duisburg) negiert in seinem Vortrage über „Die Entwicklungsphasen des Weibes und ihr Einfluß auf die Psychopathien“ die infantile Sexualität im Freudschen Sinne. „Ich kann mich persönlich Freud nicht anschließen, wenn er so häufig irgendwelche seelische Erkrankungen im späteren Leben auf sexuelle Träume [wohl Traumen gemeint] zurückführt.“

Dr. Hegemann, Oberarzt des Franz-Sales-Hauses in Essen, muß in

seiner „Ärztlichen Stellungnahme zur geschlechtlichen Aufklärung“ gelegentlich zugeben, daß „für gewisse Dinge uns die psychoanalytische Forschungsrichtung hellhörig gemacht hat.“

Ausführlicher geht auf die Psychoanalyse Dozent Allers (Wien) in seinem Referat „Psychotherapie der Psychopathen“ ein. Im Entstehen der Psychoanalyse („dem ersten System einer Psychotherapie“) sieht er eine Reaktion gegen eine bestimmte Geistesverfassung anthropologisch-psychologischen Denkens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. „Es ist vielleicht nicht uninteressant, daß das gleiche Jahr — 1894 — die Veröffentlichung der ersten vorläufigen Mitteilungen von Breuer und Freud und der eine neue Richtung in der Geisteswissenschaft inaugurierenden Rede Diltheys über erklärende und beschreibende Psychologie sah. In der Tat können der Psychoanalyse, so sehr wir gezwungen sind, sie abzulehnen, große historische Verdienste, das insbesondere, erster Umschwung anthropologischen Denkens gewesen zu sein, nicht abgesprochen werden.“ Allers zitiert auch den Franziskanerpater Gemelli, der vor kurzem hervorgehoben hat, „daß es das unvergängliche Verdienst des Begründers der psychoanalytischen Lehre bleiben werde, zuerst wiederum neben die Frage der bloßen Erscheinungsweise seelische Vorkommnisse oder Verhaltensweisen die nach den Motiven und sohin nach dem Zusammenhange mit der Gesamtstruktur dieses einen Menschen gestellt zu haben, also zum ersten Male wiederum der Intention auf Ganzheit gerecht geworden zu sein.“ Die Tragik des großen Unternehmens der Psychoanalyse liegt darin, daß sie sich von jenen Anschauungen, gegen die es sich seiner letzten Intention nach wandte, doch nicht frei zu machen vermochte. „Es läßt sich zeigen, das die psychoanalytische Lehre an eben den Kategorien jener Geistigkeit orientiert blieb, gegen welche sie als Reaktion oder, wenn man will, Antithesis entstanden war.“ Infolge ihrer atomistischen Konstruktionen und vermöge ihrer physikalisierenden Betrachtungsweise verfällt die Psychoanalyse in ihrer psychologischen Grundanschauung einer „Elementarpsychologie.“ „Es ist nun nicht zweifelhaft, daß hier Herbartsche Einflüsse am Werke sind, an dessen Anschauungen manche Einzelformulierungen der Psychoanalyse geradezu wörtlich anklingen.“ Die Psychoanalyse deklariert in ihrer Trieblehre eine ganze Reihe von Werten einfachhin als letzten Endes libidinös-sexueller Natur und verfällt damit einem völligen Subjektivismus und Relativismus, mit gefährlichen Folgen auf ethischem Gebiete. „Manche Anhänger der Psychoanalyse haben die Tragweite solcher Konsequenzen wohl empfunden und sich daher diesen zu entziehen versucht. Dies ist aber ohne inneren Bruch nicht möglich. Wie der Versuch, einem Ich innerhalb der Psychoanalyse einen Platz einzuräumen, und deren inneren Selbstwiderspruch — Ganzheit anzustreben und dem Atomismus verfallen zu sein — deutlich sichtbar werden läßt, so offenbart Schilders Wort, er bekenne sich zu dem Glauben an objektive Werte, oder auch Hartmanns Unternehmen, die Stellung der Psychoanalyse zum Wert-

problem zu präzisieren, die Kluft, die sie zwischen dem Subjektivismus der Analyse und dem Wertobjektivismus jeder wirklichen Metaphysik aufreißt.

In einem Exkurs beschäftigt sich Allers auch mit der Beziehung von Psychoanalyse und Marxismus. Man kann sich sehr leicht der großen Analogien in der systematischen Konstruktion der Freudschen Psychoanalyse und der Gesellschafts- und Geschichtstheorie eines Marx vergewissern. Beide sind in strengem Sinne materialistisch. Beiden erscheint alles „Höhere“ als „Überbau“, einmal über den eigentlich wirksamen wirtschaftlichen Kräften, das andere Mal über den eigentlich wirksamen Trieben. Beide huldigen, soferne sie konsequent sind, dem Determinismus. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Freud den „ökonomischen Gesichtspunkt“ in sein Lehrgebäude aufgenommen hat. Beide Theorien denken in Quantitäten. Beide glauben an eine naturhafte immanente Entwicklungsgesetzlichkeit, ein Glaube, der beiden das Stigma eines irgendwie utopischen Optimismus verleiht. Denn es ist utopischer Optimismus auf dem Boden materialistisch-naturalistischer Konstruktion, wenn die Psychoanalyse glaubt, es genüge die Aufhebung der ‚Verdrängung‘, um eine normale Gestaltung des ‚naturnhaften Prozesses der Libidoentwicklung‘ herbeizuführen. Die Analogie ließe sich noch weiter ausspinnen; indes mag das Gesagte genügen, um die geistige Verwandtschaft der beiden Systeme, alle beide echte Kinder des Liberalismus im 19. Jahrhundert, darzutun.“ Die Adlersche „Individualpsychologie“ hingegen wird von Allers lebhaft gegen die Verleumdung, sie habe irgendetwas mit dem Marxismus gemeinsam, verteidigt. „Glaubt der einzelne ‚Individualpsychologe‘ seine Anschauung mit der des Marxismus vereinen oder gar von dorthier begründen zu können, so unterliegt er einer argen Täuschung.“ Hingegen bescheinigt Allers der Adlerschen Lehre, daß sie „ihrem positive Gehalte und ihrer Idee nach verwendbar und mit katholischem Denken wohl vereinbar sei.“

Die im VII. Band der Serie „Religion und Seelenleiden“ wiedergegebene letzte Tagung war dem Thema „Die Angst der Psychopathen“ gewidmet. Von den Vorträgen der VII. Tagung heben wir den von Prof. Dr. Linus Bopp (Freiburg i. B.) hervor, der die therapeutische Bedeutung des Bußsakraments vertrat. Es wird „köstlich wirklich. Es ermöglicht ja ein heilig Neubeginnen und Wieder-Kind-werden, die Sehnsucht des Menschen nach Nietzsche; es reicht des Vergessens süßes Gegengift dar, wonach Schuldbeladene nach Shakespeares Macbeth dürsten; es reicht die Menschheitstafel rein gewaschen zurück, wie Goethe rühmte; es löst dem Menschen eine tote Welt vom schleppenden Fuße, daß er wie ein Kind durchs Blumenfeld tummeln kann, wie Brentano jubelt; es ermöglicht Sühne, ein Grundbedürfnis der Menschennatur nach der Psychoanalyse...“

Eingehend beschäftigt sich ferner mit der Psychoanalyse der Nervenarzt Dr. Kapp, Illenau (Baden). Er übt Kritik an der Angsttheorie der Psychoanalyse, an ihrer Libidolehre überhaupt, betont aber von vornherein, „daß

trotz aller Bedenklichkeiten der Lehre die Forschungen von Freud uns unendlich viel weiter in der Erkennung der menschlichen Seele gebracht haben. Wir verurteilen die maßlose Übertreibung des Sexuellen, obwohl ich aus der Erfahrung der eigenen psychotherapeutischen Praxis heraus den Eindruck habe, daß die Bedeutung der Sexualität bei dem Aufbau der Neurosen, besonders der Angst, gerade von unseren katholischen Publizisten etwas unterschätzt wird.“

St.

Psychoanalytische Lehrkurse

Das „Berliner Psychoanalytische Institut“ (W 62, Wichmannstraße 10) kündigt für das Quartal April—Juni 1932 an:

I) Vorlesungen :

Jenő Hárník: Spezielle Neurosenlehre I. Teil (ab 21. April).

Hanns Sachs: Kunstwerk und Massenbildung (ab 23. Mai).

Jeanne Lampl-de-Groot: Über die präödpale Phase (ab 25. April).

Karen Horney: Erscheinungsformen und Probleme der weiblichen Homosexualität (ab 20. April).

II) Seminare Übungen, Kolloquien :

Otto Fenichel: Freud-Seminar: Krankengeschichten, (ab 25. April).

Ernst Simmel: Seminaristische Übungen zur Deutungskunst und Symbolik (ab 29. April).

Wilhelm Reich: Freud-Seminar: Schriften zur Technik (ab 27. April).

Horney, Müller-Braunschweig: Technisches Seminar (ab 20. April).

Müller-Braunschweig: Technisches Seminar (Besprechung von Kinderanalysen) (ab 28. April).

Eitingon u. A.: Praktisch-therapeutische Übungen.

Sachs, Fenichel: Referaten-Abende (Neuerscheinungen der Psychoanalyse und ihrer Grenzgebiete) (ab 21. April).

Siegfried Bernfeld: Praktische Fragen der psychoanalytischen Pädagogik (ab 22. April).

III) Arbeitsgemeinschaften :

Pädagogische Arbeitsgemeinschaft (Leitung: Bernfeld) (ab 22. April).

Zwei neue psychoanalytische Zeitschriften

Unter dem Namen „The Psychoanalytic Quarterly“ erscheint ab April 1932 im Verlag der „Psychoanalytic Quarterly Press“, Albany-New York, U. S. A. eine neue amerikanische psychoanalytische Zeitschrift. Das erste Heft enthält folgende Beiträge:

A. A. Brill: The Sense of Smell in the Neuroses and Psychoses.
A. Kardiner: Bio-Analysis of the Epileptic Reaction.
Bertram D. Lewin: Analysis and Structure of a Transient Hypomania.
Géza Róheim: Animism and Religion.
Frankwood E. Williams: The Meaning of Mental Hygiene.

Wir wünschen den Herausgebern der neuen Zeitschrift — neben Dr. Dorian Feigenbaum zeichnen Dr. Bertram D. Lewin, Frankwood E. Williams und Dr. Gregory Zilboorg für sie — viel Erfolg zu ihrem Unternehmen.

Bei dieser Gelegenheit erinnern wir auch an die beiden älteren, in englischer Sprache erscheinenden psychoanalytischen Vierteljahrsschriften:

an die (ebenfalls in Albany N. Y. erscheinende) von Dr. William A. White und Dr. Smith Ely Jelliffe herausgegebene „Psychanalytic Review“, die jetzt im XIX. Jahrgang steht

und an das von Dr. Ernest Jones in London jetzt im XIII. Jahrgang herausgegebene „International Journal of Psycho-Analysis“, welche Zeitschrift das englischsprachige offizielle Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung ist.

*

Gleichzeitig können wir auch ein neues psychoanalytisches Organ in italienischer Sprache begrüßen. Ab Januar 1932 erscheint im Verlage Alberto Stock in Rom die Zweimonatsschrift „Rivista Italiana di Psicoanalisi“, offizielles Organ der „Società Psicoanalitica Italiana“, herausgegeben von deren Präsidenten Dr. Edoardo Weiss, Rom (unter Mitwirkung von F. Barcissoni, C. Dalma, C. Musatti, N. Perrotti und E. Servadio).

Das erste Heft enthält u. a. folgende Beiträge:

E. Weiss: Libido ed aggressione

H. Flournoy: Il carattere scientifico della psicoanalisi

H. Meng: Psicoanalisi ed educazione sessuale

N. Perrotti: La suggestione

R. Caftale: Psicoanalisi e grafologia

E. Servadio: Quattro casi di „lapsus“.

In Italien vertrat bisher nur eine Zeitschrift die Psychoanalyse: es ist die teilweise der Psychoanalyse gewidmete Vierteljahrsschrift „Archivio Generale di Neurologia, Psichiatria e Psicoanalisi“, herausgegeben im XIII. Jahrgang von Prof. M. Levi-Bianchini, Ehrenpräsidenten der Italienischen Psychoanalytischen Gesellschaft.

Eigentümer und Verleger:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11

Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

BUBI CALIGULA

Von

HANNS SACHS

Mit Bildbeilagen und einem vierfarbigen Schutzumschlag von E. K. Maenner

In Ganzleinen Mark 2'85

PRESSESTIMMEN

„Glänzend unterbauter Aufriß eines wirren und verwirrenden Lebens.“ (*„Deutsche Republik“*)

„Seine Darstellung ist von einer heißen und doch schön beherrschten Unmittelbarkeit.“ (*„Luxemburger Zeitung“*)

„Ich wüßte nicht, was ich an dergleichen Schriften jemals mit größerer Freude und ständig bereiter, ja ständig wachsender Spannung gelesen hätte als dieses Buch . . . Hier liegt der schöne Ausnahmefall vor, wo sich das unaufdringlich vorgebrachte psychologische Wissen mit einer gründlichen Kenntnis des Gegenstandes auf meisterliche Art verbindet, die keinen Wunsch mehr offenläßt. Die römische Kaiserzeit mit jener Geisteshaltung des Herrschers, die man gemeinhin als „Cäsarenwahn“ bezeichnet, wird höchst lebendig verdeutlicht . . . Der Bericht besitzt auch dort, wo er höchst Unangenehmes vorzubringen hat, einen liebenswürdigen und trotzdem keineswegs leichtfertigen Humor.“ (*„Mannheimer Tagblatt“*)

„Unter diesem etwas albernen Titel und geschmückt mit einem Bilde von einer Geschmacklosigkeit, wie sie Psychoanalytikern oft eigen ist, gibt der Internationale Psychoanalytische Verlag in Wien ein Buch heraus, das die Geschichte Caligulas erzählt . . . Die Charakterwendung, das Wesen, die absolute Unberechenbarkeit, die fahrige Art des Jünglings mit ihren grausigen Folgen, werden recht anschaulich und spannend geschildert . . . Die Zustände der Kaiserzeit sind oft sehr plastisch vor den Leser gestellt . . .“ (*„Rigasche Rundschau“*)

„Die geniale Theorie meistert das Caligula-Problem vollkommen.“ (*„Sunday Times“*)

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

SOEBEN ERSCIEN:

Vier psychoanalytische Krankengeschichten

Von

SIGMUND FREUD

Mit der Abbildung der Freud-Büste von O. Nemon auf dem Schutzumschlag

In Ganzleinen Mark 9.-

Inhalt: Bruchstück einer Hysterie-Analyse („Dora“) – Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben („Der kleine Hans“) – Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose („Rattenmann“) – Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia („Schreber“)

„... Es berührt mich selbst eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß aber mich damit trösten, daß für dies Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe . . . Eine eingehende Darstellung der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist, gestattet mir, doch eine Art von Einsicht in den Hergang des Leidens zu gewinnen. Solche Krankengeschichten haben vor psychiatrischen eines voraus, nämlich die innige Beziehung zwischen Leidensgeschichte und Krankheitssymptom . . .“

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

Ich bitte dringendst, Sendungen (Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.), die nicht für mich persönlich, sondern für den „Internationalen Psychoanalytischen Verlag“, bzw. für die Zeitschriften „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse“, „Imago“, „Psychoanalytische Bewegung“, „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ bestimmt sind,

nicht an mich persönlich

zu adressieren, sondern an den

Internationalen Psychoanalytischen Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

bzw., wenn speziell für eine der oben genannten Zeitschriften bestimmt, an die betreffende Zeitschrift, per Adresse des Internationalen Psychoanalytischen Verlags.

Wien, im Januar 1932
IX, Porzellangasse 43

A. J. Storfer

	Seite
<i>Eduard Hirschmann</i> : Freud über Menschentypen	193
<i>Fritz Wittels</i> : Der Lilith-Komplex	197
<i>Karen Horney</i> : Zur Problematik der Ehe	212
<i>Heinrich Meng</i> : Zur Konstitutionsumstellung	224
<i>Michael Josef Eisler</i> : Psychologische Randbemerkungen	231
<i>A. J. Storfer</i> : Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung	233
Nekrophilie und Sadismus (<i>F. Sch.</i>)	248
<i>Theodor Reik</i> : Psychologische Erkenntnis und Leiden	251
<i>Otto Fenichel</i> : Psychoanalyse der Politik	255
<i>Richard Sterba</i> : Spinne, Erhängen und Oralsadismus	268
Lombroso und Freud (<i>F. Sch.</i>)	274

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Thomas Mann bei Sigmund Freud	278
Abrüstung und Psychoanalyse	278
Weibliche Gedanken zur Psychoanalyse	280
Eine ungarische Freud-Ausgabe	281
Zur psychoanalytischen Goethe-Literatur	281
Katholische Kritik	282
Psychoanalytische Lehrkurse	285
Zwei neue psychoanalytische Zeitschriften	285

Das nächste Heft der „Psychoanalytischen Bewegung“ (IV. Jg., Heft 4)

erscheint am 1. Juli 1932

und wird u. a. folgende Beiträge enthalten:

<i>Theodor Reik</i> . . .	Grenzland des Witzes
<i>Gustav Bychowski</i> . . .	Marcel Proust als Dichter der psychologischen Analyse
<i>L. Jekels</i>	Das Schuldgefühl

Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11